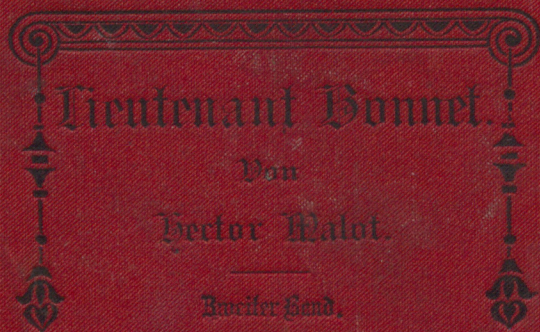




ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.



Lieutenant Bonnet.

von

Victor Walot.

Erster Band.



Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl
der besten modernen Romane aller Völker.

≡ Dritter Jahrgang. ≡

== Alle vierzehn Tage erscheint ein Band. ==

Preis pro Band: 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb.: 75 Pf.

Der Vorwurf, welcher so oft gegen das deutsche Volk erhoben wird, daß es keine Bücher kauft und sein litterarisches Bedürfnis aus der Leihbibliothek befriedige, findet zum Teil darin seine Erklärung, daß der Preis deutscher Bücher im allgemeinen ein hoher, für die meisten unerschwinglicher ist. Den vielen Tausenden, die gerne Bücher kaufen und sich in ihren Musestunden den edlen Genuß einer guten Lektüre verschaffen möchten, will unser Unternehmen die Möglichkeit bieten, sich zu einem beispiellos billigen Preise nach und nach eine eigene Bibliothek anzuschaffen.

Zu einem Preise, welcher geringer ist als die
durchschnittliche Gebühr der Leihbibliotheken,

kann man sich jetzt die besten und interessantesten Romane aller Völker in stattlichem Oktavformat und wirklich schöner und guter Ausstattung kaufen.

Unsere „Fünzig-Pfennig-Bände“ enthalten den Stoff eines gewöhnlichen Romanbandes, der sonst 3 bis 5 Mark kostet.

In einem, höchstens zwei Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschlossen, so daß das lästige „Fortsetzung folgt“ wegfällt.

Wir haben für den neuen Jahrgang nicht nur eine Reihe vorzüglicher Werke fremdländischer Autoren, sondern auch hochinteressante Arbeiten von deutschen Schriftstellern ersten Ranges erworben. — Erschienen sind bis jetzt:

Erster Jahrgang:

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohnegleichen gefunden — 202 Auflagen — und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiß auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Voll von spannender Handlung.
Zero. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichem erotischen Reiz.

Basiliſſa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Ein liebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Vornehme Gesellschaft. Von S. Mide. Aus dem Englischen.

Das englische high life wird in diesem gediegene Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

Gräfin Sarah. Von Georges Ohnet. 2 Bände.

Dem „Hüttenbesitzer“ an interessanter Charakterzeichnung ebenbürtig.

Unter der roten Fahne. Von Miss M. E. Braddon.

Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren geschickt mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

Abbé Constantin. Von L. Salévy. Aus dem Französischen.

Mit besonderem Vergnügen kündigt wir diesen überaus graziösen Roman aus der feinen Feder Salévy's an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat.

Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Literatur.

Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die New-Yorker Zeitung „Sun“ schreibt darüber: Der bemerkenswerthe aller seit einem Jahre erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.

In dieser berzuckerten Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Pro-

vinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriet's unvergleichliches Talent für seine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

Dofia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Ein Kabinettsstück eleganter und plastischer Darstellung!

Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.

Kraszewski bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit August des Starken, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

Cheglück. Von W. E. Morris. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine vortrefflich geschriebene, spannende Familiengeschichte.

Schiffer Worre. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

In diesem mit größter psychologischer Feinheit gezeichneten Charakterbild bewährt sich Kielland als Meister ersten Ranges.

Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.

Ein Charakterbild von frappanter Schärfe und Wahrheit.

Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltet der leider nun schon verstorbene Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die Gabe, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

Novellen von Gjalmar Gjorth Boyesen.

Gliker - Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog.

Daß Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu überlegen, ist wohl die beste Gewähr für deren ungewöhnliche Bedeutung.

Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.

Der ganze Zauber orientalischer Pracht ist über diese buchtig und graziös erzählte Geschichte ausgegossen, in welcher ein armes, auf fremden Boden verpflanztes Mädchen sein rührendes Schicksal erzählt.

Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Verfasser hat seinem tief ergreifenden Roman eine wahre Begebenheit aus der französischen Aristokratie zu Grunde gelegt, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen gemacht hat.

Fortsetzung auf der nächsten Seite.

Zweiter Jahrgang:

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet.

Aus dem Französischen. 2 Bände.

Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen warmblütigen Menschen: ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von Paul Lindau.

Eine seltsame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Gotha erzählte räthelhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Maruja ist ein Roman aus jener unverbarmen kalifornischen Gesellschaft, die Bret Hartes eigentliche Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Wüder gesellschaftlicher Eleganz und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.

Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century“ hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strotzt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Erstausgabe Postel nicht mehr gesehen haben.

Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.

Halévy's liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schilderung in vollem Glanze. Etwas Annufigeres als die fein ciselirte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.

Unwiderstehlich fñhlt sich der Leser von diesen durch seine Seelenmalerei ausgearbeiteten Schöpfungen gefesselt, in welchen sich Wilbrandt von neuem als vollendeter Novellist zeigt, während zugleich der lebendig gefñhrte, pointirte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino.

Von Valera. Aus dem Spanischen. Eine Art spanischer Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Geldes dieses Romans zeichnen. Jedenfalls ereignen uns in dem fein und scharf ausgearbeiteten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Faustino fast mit demselben Rechte den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust das Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu sein gelponnen. Von B. L.

Sarsjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde. Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Sittlicher Ernst, ein tiefes Gemñt und grñndlichste Menschenkenntnis offenbaren

sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehñrt, was der nordische Fñchter geschaffen hat.

Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Die Fortsetzung von „Gift“.

Rise Mæuron. Von Georges Ohnet.

Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit bekannter Ohnetscher Meisterkraft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch sein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Breterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Bassgeige. Von Salvatore Sarina. Aus dem Italienischen.

Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Srey (M. Bernhard).

Empathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohl gelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Sie ist nicht nur „hübsch“, diese Miß Neville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärlastation im fernen Indien mit ihrem farbensimmernden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung.

Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.

„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat.“

Athenäum.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Soyfen.

Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine spannende Intrigue schlñgt sich um die anziehend und fesselnd gezeichneten Figuren dieses gemñtvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus liebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstensohn. — Berlin. Von Claire von Glümer.

Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Die

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

4

~~213~~

~~Samstag, 11. November.~~

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Dritter Jahrgang. Band 6.

Lieutenant Bonnet.

Roman in zwei Bänden

von,

Hector Malot.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

J. van Nuylen.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1886.

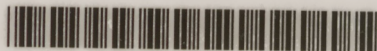
Mr. law.

John Bonnet

1744/50

Bonnet

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-045956

Alle Rechte vorbehalten.



821.133.1-3=M2.2

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

AKC. *Wl 1 04/C2*

68

~~AKC P/p M 184 T 90~~

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Bonnet hatte sich geirrt, wenn er gedacht hatte, daß die Gesellschaften bei Frau von Bosmoreau, die den ganzen Sommer hindurch veranstaltet worden waren, nach der Rückkehr vom Manöver von selbst aufhören würden, weil man bei Regen und Sturm doch nicht Lawn-tennis oder Croquet spielen kann.

Denn als sie aus dem Manöver heimkamen, hatte es gar nicht geregnet, im Gegenteil, das Wetter hatte sich in einer Reinheit und Ungetrübtheit gehalten, wie es oft unter jenem Himmelsstrich vorkommt; helle, sonnige Tage folgten einander, so daß man sich mit großem Vergnügen im Freien aufhielt; daher waren die Lawn-tennis- und Croquet-Parteien wieder regelmäßig in Gang gekommen.

Jeden Morgen, wenn Bonnet sein Fenster öffnete, sah er nach dem Himmel, und wenn er dann ein paar leichte, weiße Tauwölkchen im blauen Aether schwimmen sah, so dachte er: „Aha! da kommt endlich der Regen!“ Wenn er dann einmal da wäre, würde er anhalten und die Temperatur sinken; alles, was nur ein Landmann, der seit Monaten nach Wasser für seine ausgedörrten Felder jammert, sich ausdenken kann, sagte er sich: dann würde alles zu Ende sein, er würde sich in seine Uebersetzung vertiefen, die gar keine rechten Fortschritte machen wollte, und Julia nur noch in heilsamer Entfernung sehen.

Das würde endlich der lächerlichen Lage, mit der er sich herumschlug, ein Ende machen, und er brauchte dann nicht mehr darüber nachzudenken, ob er den Knoten auf die eine oder die andre Weise lösen, ob er mit Julia brechen, oder um sie anhalten sollte. Wenn er sie nicht mehr regelmäßig sähe, würde er nicht mehr der Aufregung unterworfen sein, die sich seiner zweimal wöchentlich bemächtigte,

und vom Dienstag bis zum Sonnabend, oder vom Sonnabend bis zum Dienstag weder geringer wurde, noch gar verlöschte. Er würde sich selbst wiederfinden. Er würde allerdings nicht aufhören, Julia lieb zu haben; er würde sie aber nur aus der Entfernung lieben. Warum sollte die heimliche Liebe nicht in seinem Herzen wohnen können, ohne sein Leben aus dem Geleise zu bringen? Er würde von ihr sprechen hören, würde ihr ab und zu begegnen, würde ihrer gedenken, wenn er allein wäre, und ihr liebes Bild anschauen, das sie ihm auf so reizende Weise geschenkt hatte.

Es war aber auch die höchste Zeit, daß er etwas Ruhe in sein Leben und etwas Ordnung in seinen Verstand brachte: jeder Tag, der ihn mit den Menschen in Verkehr brachte, mahnte ihn dazu.

Seit einigen Wochen kannten ihn seine Kameraden und die Soldaten kaum mehr und zeigten oft so großes Erstaunen über sein Wesen, daß es ihm selbst auffiel, wie sich sein Denken und Empfinden geändert hatte. Als er nach La Feuillade kam, hatte er sich so benommen, wie er immer gewesen war: stramm und streng im Dienst, anspruchsvoll in betreff der Leistungen andrer, weil er selbst ganz in der Arbeit aufging, dagegen wieder nachsichtig gegen unwillkürliche Fehler, geduldig mit den beschränkten Köpfen, aber von unbestechlicher Gerechtigkeit gegen die Faulen und Bummeligen; er strafte selten, erließ aber nie eine einmal verhängte Strafe. Diese unbeugsame Strenge hatten die Unteroffiziere und Soldaten oft verflucht, sie schätzten und liebten ihn aber deshalb nicht weniger: „Herr Lieutenant Bonnet ist schauderhaft ‚kommissig‘, wenn wir aber einmal ins Feld ziehen müßten, so würden wir am liebsten hinter ihn einhermarschieren!“ Und jetzt war es mit dieser Geduld und Nachsicht, die er stets geübt hatte, aus und vorbei. Bei der geringsten Gelegenheit wurde er ärgerlich, und die Strafen hagelten nur so; es schien wirklich, als ob er wie sein Kamerad Hocrue werden wollte, der den Ruhm hatte, der größte Schreier des Regiments zu sein, den ganzen Tag schimpfte, seine Mannschaften mit den größten Ausdrücken, wie „Biestler, Dummköpfe, Idioten, Sauhunde“ belegte, wegen der kleinsten Kleinigkeiten geradezu in Tobsucht versiel und eine Unzahl Bestrafungen anordnete, die er eine Stunde nachher wieder aufhob, sobald die Sünder ihn um Gnade gebeten und noch eine Flut von Schmähreden ruhig

hingegenommen hatten. Aber trotzdem ihm diese Manieren völlig zuwider waren, passierte es ihm doch zuweilen, daß er zu schnell die Geduld verlor und mit Arrest um sich warf, den er nachher wieder zurücknehmen mußte, weil er einsah, daß er unrecht gehabt hatte.

Wenn er wieder in die alte Tretmühle der Alltäglichkeit zurückgekommen sein würde, meinte er, werde sich alles wenden. Wenn er nicht mehr ärgerlich auf sich selbst wäre, würde er auch nicht mehr grundlos auf andre ärgerlich werden.

Endlich, endlich wurde er eines Nachts von Sturm und Regen geweckt, der an sein Fenster klatschte, daß die Scheiben klirrten, und bis zum Morgen anhielt. Als er in der Dämmerung nach dem Wetter sah, war der Himmel ganz mit schwarzen Wolken bedeckt, die beinahe bis auf die kahlen Reste der großen Bäume herabzuhängen schienen: nun war der Winter da.

Da es Sonnabend war, kam beim Frühstück im Kasino Agnes' Lawn-tennis-Partie aufs Tapet.

"Wer will gleich mit zu Frau von Bosmoreau gehen?" fragte Carrelet.

"Bei diesem Wetter?"

"Ich nicht!" sagte Derodes.

"Ich auch nicht," fuhr Bonnet in einem Tone fort, dem es nicht an Festigkeit fehlte.

Als er wieder nach Hause kam, setzte er sich, höflich mit sich selbst zufrieden, vor seinem Schreibtische zurecht. Endlich konnte er doch gründlich und ohne Zerstreuung arbeiten! Der Regen rauschte in Strömen nieder, auf der Straße plätscherte es in den Gassen wie kleine Bäche und der Horizont verschwamm in grauem schmutzigen Nebel.

Sofort ging er jedoch nicht an die Arbeit, sondern nahm das Bild Julias, welches er in einen Stehrahmen von rotem Samt gesteckt hatte, vom Ramin und stellte es gerade vor sich auf den Tisch. Er wollte Julia durchaus nicht aus seinen Gedanken verbannen; im Gegenteil: er wollte nur nicht zu ihr gehen, weil er sie nicht frei und offen ansehen und mit ihr reden durfte und weil er immer auf sich achten, sich zurückhalten, den Gleichgültigen spielen und mit Augen und Lippen lügen mußte. Wenn er aber in seinem Zimmer bei verschlossener Thür allein und sicher vor Störungen war, konnte er ihr Bild so lange, so zärtlich

und leidenschaftlich betrachten, wie er wollte, und ihm alles sagen, was er auf dem Herzen hatte.

Und das sagte er ihm so lange und ausführlich, daß er trotz seiner großen Vorbereitungen zur Arbeit und trotz der festgesetzten Vorläufe diesen Tag nicht zum Arbeiten kam; das schadete ja aber auch gar nichts, er hatte ja noch morgen, übermorgen und alle die nächsten Tage vor sich, wo er frei war.

Sonntag und Montag regnete es noch immer, die Temperatur war sehr heruntergegangen und es war draußen so naß, daß man unmöglich an die Spiele im Freien denken konnte. Damit war es aus.

Montag abend wurde ihm ein Brief heraufgeschickt, den Frau von Bosmoreaus Bedienter gebracht hatte. Er öffnete das Couvert höchst überrascht. Es enthielt nur eine gedruckte Karte, auf der nur zwei Zeilen von der Hand geschrieben waren. Die Karte lautete:

Theater Dorat.

Dienstzettel.

Dienstag den 5. November, Probe.

Um drei Uhr präcise: Herr Lieutenant Bonnet.

Regisseur du jour: Fräulein Agnes von Bosmoreau.

Darunter hatte Julia geschrieben: „Wir rechnen auf Herrn Bonnet.“

Was sollte das bedeuten?

Probe?

Probe von was? Wollten sie Lawn-tennis und Croquet durch Theaterspielen ersetzen?

„Wir rechnen auf Herrn Bonnet.“

Er verstand das Theaterspielen aber gar nicht. Würden außerdem Proben und Aufführungen weniger gefährlich als Lawn-tennis für ihn sein? Im Gegenteil noch viel gefährlicher, da die Anregung eine weit größere war.

Im Kasino wurde folgenden Tages nur von den Probebestellzetteln gesprochen, mit denen außer Bonnet noch mehrere Offiziere, wie Derodes, Bézin und Carrelet bedacht waren.

„Fräulein von Bosmoreau hatte mit mir schon von dem Plane gesprochen, etwas aufzuführen,“ sagte Derodes.

„Es ist eine außerordentlich gute Idee,“ rief Carrelet, der für Monologe schwärmte und bei einem Einjährig-Freiwilligen, der das Konservatorium besucht hatte, Deklamationsunterricht nahm.

„Die gute Idee wäre ihr nicht ohne ‚Hoppla, mein Pferdchen!‘ eingefallen!“ sagte Derodes.

Mit dem Spitznamen „Hoppla, mein Pferdchen!“ war ein Hauptmann belegt worden, der erst seit kurzem im Regiment stand und in Wirklichkeit Esparbarinque hieß. Der Name sieht ja geschrieben schon recht seltsam aus, war aber noch viel drolliger, wenn ihn der Hauptmann selbst mit dem dumpfen, rollenden Accent aussprach, wie er nur den Bewohnern der Montagne Noire eigen ist: „Esparrbarrrrrinque“, das klang, als ob in seiner Kehle all die Riesel einherrollten, welche die Waldströme seines Heimatlandes an einem Gewittertage mit sich fortreißen.

Als echter Sohn der Berge war Esparbarinque ein vortrefflicher Fußgänger — und ein sehr mangelhafter Reiter. Anstatt daß er sich nun in der edlen Reitkunst geübt hätte, hatte er sie stets vernachlässigt und sich immer höchst unglücklich gefühlt, wenn er einmal aufs Pferd steigen mußte. Es war doch auch wirklich ein verrückter Gedanke, die Hauptleute beritten zu machen, besonders die Hauptleute, die wundervoll marschieren aber gar nicht reiten konnten. Obwohl er ein sehr sanftes Thier hatte, so war doch sein einziger Gedanke, sobald er sich in den Sattel geschwungen hatte, ob er wohl nicht in höchst unangenehmer Weise wieder herausgeworfen werden möchte: „Hoppla, mein Pferdchen, hoppla, hoppla!“ rief er dann in den sanftesten Tönen, deren seine rauhe Stimme fähig war, und hörte und sah nichts, mochte die Compagnie machen, was sie wollte: „Hoppla, mein Pferdchen.“ Schrecklich für ihn und höchst ergötzlich für die andern war nun, daß „mein Pferdchen“ wirklich „hoppelte“, das heißt ordentlich hinten ausschlug. Daher stammte sein Name: „Hoppla, mein Pferdchen“.

Trotzdem seine Aussprache etwas sehr südlisch war, was er selbst zugab, war er doch ein leidenschaftlicher Schauspieler, und gab alles für die Möglichkeit, etwas aufzuführen. Er hatte sich aus mehreren spanischen Wänden eine kleine Bühne zurecht machen lassen, die er in einem Koffer überall mit sich

herumschleppte und in den Gesellschaftszimmern aufstellte, ohne gerade viel Aufhebens davon zu machen, wenn man auf seine Pläne einging. Bei seinem ersten Besuche in einem fremden Hause sprach er vom Theater: „Spielen Sie hier zuweilen kleine Stücke?“ — „Nein.“ — „Das müssen Sie aber. Ich will Ihnen alles Notwendige zusenden!“ Und sobald er alles Notwendige geschickt hatte, erschien er selbst, schob die Möbel nach der einen Seite des Zimmers, schlug seine Bühne auf der andern Seite auf und trante in einer Ecke die Utensilien, die Perücken, Kostüme und so weiter aus, man brauchte ihn nur gewähren zu lassen, so arrangierte er ganz allein eine Vorstellung. Man konnte ihm keine angenehere Schmeichelei sagen, als wenn man ihm versicherte, daß er Fusier beinahe noch überträfe. „Habe ich nicht vielleicht,“ erwiderte er dann mit bescheidener Miene, „etwas zu viel ‚Accint‘; ich habe meine Muttersprache allerdings sehr verbessert und glaube, daß ich Worte, wie ‚Sohn, Lohn, Thron, Rhone‘, deren Aussprache die Achillesferse meiner Landsleute, gar nicht schlecht wiedergebe.“ Was er „gar nicht schlecht“ nannte, war, daß er das „D“ in diesen Worten so kurz wie möglich aussprach, als ob noch drei oder vier „N“ dahinter ständen.

Er hatte natürlich bei seinem Antrittsbesuche im Hause Dorat seine obligate Frage gethan: „Spielen Sie hier Theater?“

„Nein, wir wollen aber spielen!“ hatte Agnes geantwortet.

„Ich werde Ihnen eine sehr bequeme transportable Bühne zuschicken.“

„Wir können in unserm großen Saale schon eine herichten.“

Man hatte ihm dann den großen Saal gezeigt, der wirklich riesig war und an dessen Ende man in einem kleinen rundlich geformten Gewächshause sehr gut ein Podium als Bühne aufschlagen und Couliissen und Thüren anbringen konnte. Der Hauptmann hatte, ganz entzückt, sofort sämtliche Stücke aufgezählt, die er nächsten Tages aufführen könnte, und wirklich hätte ihn ein Schauspieler von Beruf um ein so reichhaltiges Repertoire beneiden können.

„Ich will gleich Probebestellzettel drucken lassen,“ hatte Agnes gesagt, „dann wollen wir Sie in den nächsten Tagen mit denjenigen jungen Offizieren hierher bitten lassen, die

mit Ihnen spielen können. Bis dahin sprechen Sie, bitte, nicht von unfrem Plan, damit wir nicht von Fragen und Besuchen deshalb überschwemmt werden."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die jungen Offiziere, die Agnes bitten wollte, waren Derodes, Cholet, Bonnet, Bézin und Carrelet. In Wirklichkeit hätte Derodes genügt, um ihrem Plane zur Ausführung zu verhelfen, aber sie konnte leider nicht ganz allein mit ihm etwas aufführen.

Seitdem Agnes daran gedacht hatte, während des Winters ein Liebhabertheater in Scene zu setzen, hatte sie sich nach Stücken umgesehen, die sich wohl für das „Theater Dorat“ eigneten und zugleich ihrem Plane förderlich waren; es mußte eine Rolle für sie darin sein, in der sie so recht glänzen konnte, und eine Rolle für Derodes, in welcher er ihr tausend süße Worte sagen mußte. Die Wahl war nicht leicht, sie hatte die Kataloge durchgeblättert und einen Haufen Lustspiele durchgelesen, ohne das rechte zu finden: Nichts war für Derodes zärtlich genug, und alle Stücke, in denen sie glänzen konnte, waren zu schwer für sie, weil sie zum erstenmal spielte und einsah, daß man nicht sofort eine große Schauspielerin ist, sich aber einem Fiasco nicht aussetzen wollte. Sie mußte deshalb von den ersten Anforderungen, die sie an die Stücke stellte, absehen und sich auf etwas anders, vielleicht aufs Fechten werfen, weil ein großer Erfolg als Schauspielerin doch ziemlich schwer für sie zu erlangen war. Nun, sie wollte schon irgend etwas beginnen, fürs erste mußten Proben abgehalten werden, und auf die möglichst zahlreichen Proben rechnete sie mehr als auf die einzige Ausführung.

Esparbarinques Hilfe hatte das Gute für sie, daß sie gewissermaßen ihren Ausführungsplan rechtfertigte: sie hatte dem Wunsche des Hauptmanns nachgegeben. So war es kein Annäherungsversuch ihrerseits gegen Derodes, und das war ihm gegenüber schon sehr wichtig, weil er, wenn er auch oft schwach erschien, sich niemals völlig überrumpeln ließ, sondern immer eine gewisse Zurückhaltung bewahrte und

sich immer wieder zur Wehre setzte, wenn man schon an seine Kapitulation geglaubt hatte. Auch auf ihn hatte die blaue Bluse Eindruck gemacht, das wußte sie wohl, aber es genügte noch nicht, es war noch mehr nötig, um ihn so weit zu bringen, wie sie ihn haben wollte; etwas Außergewöhnliches, was außerhalb des Alltäglichen lag, mußte vorgenommen werden. Sie hatte sich Gedanken gemacht, wie Derodes dieser Plan gefallen und ob er ihm Folge leisten würde, weil er bei seiner Gleichgültigkeit und Lässigkeit durchaus nicht auf alles einging, was man ihm vorschlug. Er hatte dem Plan keinen Beifall geschenkt, ihn aber auch nicht geradezu verworfen; es wäre ein Plan wie jeder andre, man würde ja sehen, ob er gelänge. Vielleicht würde der Hauptmann drollig sein — jedenfalls aber nicht so drollig wie zu Pferde.

Als Bonnet seinen Probenzettel bekam, war er noch zweifelhaft gewesen, ob er zur Probe hingehen sollte, als aber alle seine Kameraden erklärten, daß sie um drei Uhr bei Frau von Bosmoreau sein würden, glaubte er nicht zurückbleiben zu dürfen. Unter welchem Vorwande auch? Und dann ging ihm der Satz, den Julia noch hinzugefügt hatte, durch den Kopf: „Wir rechnen auf Herrn Bonnet.“ Er mußte jedenfalls dieser ersten Einladung Folge leisten und seinen guten Willen zeigen. Das verpflichtete ihn zu nichts, er konnte dann noch immer die Rolle, die man ihm zuteilte, auslagern: er verstände und könnte das nicht, man wollte ihn doch gewiß nicht dazu zwingen, sich lächerlich zu machen.

Obwohl es genau drei Uhr war, als sie an Frau von Bosmoreaus Thür klingelten, waren sie doch nicht die ersten. Esparbarinque war ihnen zuvorgekommen.

Agnes nahm, wie gewöhnlich, mit größter Lebhaftigkeit das Wort und sagte: „Obwohl der Zettel, den Sie erhalten haben, auf ‚Probe‘ lautet, so handelt es sich heute doch nur um ein gemeinschaftliches Lesen, oder vielmehr um die Wahl des Stückes, das wir spielen wollen.“

„Ich habe an die Wahl gedacht,“ unterbrach sie der Hauptmann, „und da ich mit Theatergeschichten sehr vertraut bin, so kann ich Ihnen wohl mit gutem Gewissen ‚Bébé‘ vorschlagen; ich habe schon die Rolle des Pétillon gegeben, und kann, ohne mich aufspielen zu wollen, sagen, daß ich sie zu allgemeiner Zufriedenheit durchgeführt habe, Herr Derodes würde außerdem prachtvoll für ‚Bébé‘ passen.“

„Danke schön,“ antwortete Derodes mit seiner verächtlichsten Miene, „sich ein Stück von drei oder vier Akten einzupauken; das paßt mir nicht. Wenn man sich so anstrengen soll, macht es keinen Spaß.“

„Eine prachtvolle Rolle!“ rief der Hauptmann, „in jeder Scene dankbare Momente! Und dann müssen Sie meinen Regenschirm sehen, ich kann, ohne mich aufspielen zu wollen, sagen, daß er noch komischer aussieht, als Saint-Germains; ich brauche ihn nur auf eine bestimmte Manier — die ich erfunden habe — zu halten, so lacht alles, alles!“

„Ein großes Stück,“ sagte Agnes, die auf Derodes' Seite treten wollte und außerdem nicht wußte, ob in „Bébé“ die zärtlichen Stellen vorkamen, die sie haben wollte, „ein großes Stück ist für uns, die wir noch nie Theater gespielt haben, doch zu schwer.“

„Gewiß,“ stimmte Carrelet bei, „während ein Monolog —“

Der Monolog wurde sofort verworfen, aber auch „Bébé“ wurde trotz Esparbarinques Anstrengungen nicht zugelassen. Nach einer langen Debatte schlug Agnes „Papas Ueberzeugung“ vor.

Esparbarinque unterstützte sie darin, denn er trug nichts nach und war zufrieden, wenn er nur spielen konnte.

„Gondinet schreibt sehr gut,“ sagte er, „er ist so natürlich und geistreich, und besitzt eine Feinheit und gute Laune, wie ich es liebe. Außerdem ist in dem Stücke eine Geoffroy-Rolle, und ich kann, ohne mich aufspielen zu wollen, sagen, daß ich außer in den Saint Germainischen Rollen auch in denen Geoffroys viele Erfolge gehabt habe.“

Nachdem der Hauptmann so die Geoffroy'sche Rolle genommen, die ihm übrigens niemand streitig machte, mußten die andern Rollen verteilt werden.

„Herr Derodes könnte ja die Rolle des ‚Alcide‘ nehmen,“ schlug Agnes vor.

„Was hat Alcide zu sagen?“ fragte Derodes.

„Zärtliche Redensarten.“

„Das muß nett sein! Und sind die zärtlichen Redensarten sehr lang?“

„Nein.“

„Wem sagt er sie dann?“

„Mir,“ antwortete Agnes, „wenn man mir Marthas Rolle anvertrauen will.“



„Dann nehme ich den Alcide mit dem größten Vergnügen,“ sagte Derodes liebenswürdiger, als gewöhnlich.

„Nun bleibt noch Greneur,“ sagte der Hauptmann, „wer soll den spielen?“

„Ich habe an Herrn Bonnet gedacht,“ antwortete Agnes.

Bonnet sträubte sich, er hätte niemals Komödie gespielt und hoffte, daß man ihn nicht dazu drängen würde, sich lächerlich zu machen.

„Es ist eine Rolle von Ravel,“ sagte der Hauptmann, „wenn ich nicht schon Flavignac spielte, würde ich sie gern nehmen, denn ich kann, ohne mich aufspielen zu wollen, sagen, daß ich die Ravelschen Rollen sehr gut spiele.“

„Greneur ist ein alter verschmizter Bauer,“ sagte Agnes.

„Ein Bauer bin ich ja allerdings,“ sagte Bonnet, „aber weder alt noch verschmizt.“

„Ich will Ihnen eine Maske machen,“ rief der Hauptmann, „passen Sie auf, eine Maske, eine Maske!“

„Es ist eine Rolle, die fein gespielt sein will,“ sprach Julia zum erstenmal dazwischen, „und ich bin überzeugt, daß Herr Bonnet ihr vollkommen gerecht werden würde.“

Bonnet wehrte noch immer ab, da fiel aber alles über ihn her.

„Wollen Sie unsre Aufführung ins Wasser fallen lassen?“ fragte Agnes ärgerlich.

„Wir bitten Sie darum!“ sagte Julia.

So mußte er nachgeben.

„Ich will Ihnen einen Maske machen, alter Freund! Ich habe gerade eine Perücke, die Ihnen brillant stehen wird.“

Carrelet hatte, nachdem sein Monolog verworfen war, kein Wort mehr gesprochen, jetzt überlegte er einen Augenblick und sagte: „Wenn nur ‚Papas Ueberzeugung‘ aufgeführt wird, so wird das keine volle Abendvorstellung, könnte man da nicht noch einen Monolog anhängen?“

Der Hauptmann ergriff die günstige Gelegenheit und rief: „Natürlich! Ich will ‚Pétillons Vorlesung‘ recitieren, dann bekommen Sie auch meinen Regenschirm zu sehen!“

Bei dem höhnischen Lachen seiner Kameraden wagte Carrelet keinen andern Monolog vorzuschlagen und sagte mit etwas gekränkter Miene: „Natürlich müssen wir den berühmten Regenschirm zu sehen bekommen.“

Es wurde verabredet, daß die erste Probe den nächstfolgenden Tag um acht Uhr abends stattfinden sollte.

„Wir wollen doch zusehen, daß wir unsre Rollen beinahe können,“ sagte der Hauptmann, „dann sind wir mit der Sache gleich im klaren.“

Als sie wieder zusammen kamen, hatten der Hauptmann und Bonnet ihre Rollen gelernt, aber Derodes und Agnes konnten noch kein Wort, Derodes, weil er zu faul war, sich Mühe zu geben, Agnes, weil es ihr nicht paßte, daß die Proben sie rasch vorwärts brächten, denn je langsamer es ging, desto mehr Proben waren notwendig, das war viel besser.

Als es an sie und Derodes kam, blieben sie bei den ersten Worten stecken.

„Ihre Antwort, Herr Derodes!“ rief der Hauptmann.

„Was muß ich denn sagen?“ fragte Derodes.

„Ja, mein Fräulein.“

„Ah, ich weiß schon: „ja, mein Fräulein.“

„Jetzt kommen Sie, Fräulein Agnes!“ sagte der Hauptmann, der mit dem Buche in der Hand das doppelte Amt des Regisseurs und Souffleurs versah, während er außerdem noch die Rolle à la Geoffroy spielte, in der er, „ohne sich aufspielen zu wollen,“ ganz vorzüglich war.

„Ich glaube,“ entgegnete Agnes, ohne ihm direkt zu antworten, „das beste ist, wir probieren heute noch mit dem Buche in der Hand; wir kommen dann weiter.“

„Das ist mir recht,“ sagte Derodes.

Sie fingen von vorne an und diesmal ging es viel schneller; doch bald unterbrach sich Agnes: „Herr Derodes, können Sie mir denn das nicht zärtlicher sagen: „Oh, Fräulein Martha! Sie haben mich nie geliebt!“

„Mehr Wärme,“ befahl der Hauptmann.

„Wie in aller Welt soll ich denn das sagen?“ fragte Derodes.

„Wie ich selbst spreche,“ antwortete Agnes: „— doch mein Herr, doch, ich habe Sie wohl geliebt —“

Sie murmelte das mit so viel Weichheit und Lieblichkeit, mit so zärtlichem Tone und solch heißem Blicke, daß Derodes ein bißchen wärmer wurde.

Aber bald hielt Agnes wieder inne, dieses Mal wandte sie sich jedoch an den Hauptmann: „Herr Esparbarinque!“

„Gnädiges Fräulein?“

„Wenn ich zu Alcide sage: „Ich hatte ihm erzählt, daß Sie mir liebenswert schienen,“ und er mir antwortet: „Ach! mein Fräulein!“ hat er da wohl den rechten Ton getroffen?“

„Durchaus nicht. Der Ton ist so kalt, daß ich ordentlich friere. Herr Derodes, gestatten Sie mir, daß ich die Stelle mit dem gnädigen Fräulein lese?“

„Wie Sie wollen.“

Dann setzte er mit seiner hochmütigen Unverschämtheit hinzu: „Ich gestehe sogar, daß es mir gar nicht leid thäte, wenn ich Sie in der Rolle sähe.“

„Vorwärts, gnädiges Fräulein,“ sagte der Hauptmann lebhaft und unbekümmert um das, was nicht zum Theaterspielen gehörte, „wo sind wir?“

„Wir fangen nochmals an, nicht wahr?“

„Natürlich!“

Martha (Agnes):

„Wie liebenswert erschienen Sie mir!“

Alcide (der Hauptmann):

„Ach, mein Fräulein!“

Martha:

„Wie gefielen Sie mir!“

Alcide:

„Oh, mein Fräulein!“

Der Hauptmann mochte in den Rollen Geoffroys und Saint-Germains (ohne sich aufspielen zu wollen) recht gut sein, in den Delaunay- und Bertonschen Rollen war er dagegen unter dem Mittelmaß. Die Art und Weise, wie er sein „oh, mein Fräulein“ hinhauchte, mit rollenden Augen, von denen man fast nur das Weiße sah, mit der Hand auf dem Herzen und offenem Munde, zauberte ein Lächeln auf alle Gesichter. Sein ziegelrotes Gesicht, sein kugelförmiger Kopf, seine eckigen Bewegungen und seine schnarrende Rede-weise waren wirklich furchtbar komisch.

„Sehr gut!“ sagte Derodes, dem eigentlich ganz eifrig zurückhaltende Charakterrollen am besten paßten, „ich habe verstanden und will es nachzuahmen suchen, wenn ich auch ein Gelingen nicht versprechen kann.“

„Versuchen Sie es nur,“ antwortete der Hauptmann mit schlecht verhehlter Befriedigung, „wenn Sie sich Mühe geben, werden Sie es erreichen; das ist ja, weiß Gott! nicht so unmöglich: Ach, mein Fräulein! Oh! mein Fräulein.“ Man muß nur etwas Schauspielerblut in sich haben!“

Das Schauspielersblut fehlte aber nicht nur den beiden Liebenden, sondern teilweise auch den Komikern. Der Hauptmann spielte den Flavignac sehr launig und natürlich, daß er wohl gefallen konnte, Bonnet aber war leider entsetzlich, ohne irgend welche Anlage zum Schauspielen, gar kein Greneuz, sondern Bonnet, nur Bonnet, und zwar ein verlegener und mißgestimmter Bonnet.

"Sehen Sie," sagte er, als das Stück durchprobiert war, "wie schlecht ich's mache! Erlauben Sie mir nun, daß ich meine Rolle wieder zurückgebe, die ich nur gelernt habe, um meinen guten Willen zu zeigen."

"Ich will Ihnen Stunde geben," meinte der Hauptmann, "wir wollen zusammen arbeiten, es wird schon gehen, wenn Sie erst ein wenig freier werden."

"Da steckt's ja gerade; ich bin gerade der Unglückselige, der nicht freier werden kann."

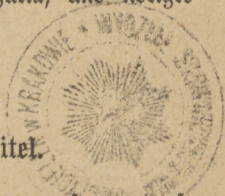
"Aber es scheint doch so —" sagte Julia, und nötigte ihn so lange, bis er nachgab.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Niemals waren Agnes' Tage so besetzt gewesen, und oft sagte sie lachend zu ihrer Schwester: "Sich einen Mann zu erobern, ist wirklich keine Kleinigkeit. Was für Arbeit habe ich davon!"

Ja, diese Arbeit fing des Morgens früh an, wenn Laflurence kam, um die Fechtstunde zu geben, denn sie hatte auf ihren Plan, mit Derodes, Bonnet oder Cholet einen Gang zu machen, noch nicht verzichtet und mußte also in Übung bleiben. Glücklicherweise hatte sie ihr Vater, dem das Fechten über alles ging, in ihrer Jugend ordentlich mit dem Florett herangenommen, so daß sie die letzten Monate, wo sie nicht geübt hatte, wohl wieder gut machen konnte, wenn sie sich nicht schonte.

Und sie schonte sich nicht, deshalb war aber der schöne Laflurence nicht wenig stolz auf seine Schülerin und wohl auch gar ein wenig verliebt in sie, wie man es einem Manne nicht verdenken kann, "der nicht wenige Frauen auf den Knien vor sich hat liegen sehen" und der an den Andenken,



mit denen er überschüttet ist, den Ringen, den Manschettenknöpfen, der goldenen Uhr mit der goldenen Kette, die wie ein kleines Seil aussieht, den in Silber gefaßten Toiletteutensilien, und an all den tausend Kleinigkeiten, die er kokett auf seinem Tische aufgestellt hat, wohl abmessen kann, wieviel Frauenliebe wert ist. Er bildete sich gewiß nichts ein, denn die Zeit seiner Triumphe auf der Fechtschule der Fasanerie lag nicht sehr fern, als die Schönen nach Joinville herbeiströmten und ihm kleine niedliche Diners in der „Tete-Noire“ oder bei Pinson vorsetzten. In La Feuillade hatte sich die Sache ja allerdings geändert, daran hatte aber La Feuillade und nicht er die Schuld. Er war ebenso unwiderstehlich in La Feuillade, wie in Joinville. Seine Taille war nicht dicker geworden, die Muskeln seiner Arme und Schenkel waren noch ebenso prall, sein Schnurrbart noch ebenso fein — „und aus den Frauen,“ sagte er selbst, wenn er seinen Fechtharnisch anschnallte, „kann man niemals klug werden.“

Sobald er angekommen war, wurde Agnes geweckt. Sie zog dann schnell ein Zwillichhöschen an, warf sich in ein Wams, schob ihr Haar in ein enges Netz zusammen und ging mit verschlafenen Augen in den Fechtsaal herunter, wo ihre Großmutter, die allen ihren Stunden beiwohnte, bereits ihrer harzte.

Dann fing die Stunde an. Solange sie auf Florettlänge auseinander blieben, ging die Geschichte gut, zuweilen aber hielt Lafleurce inne, um eine schlechte Stellung zu verbessern, und richtete mit seiner Hand den Kopf seiner Schülerin empor oder faßte sie an der Schulter und dann — dann wurde der Professor ganz verwirrt, sein Gesicht rötete sich und seine Finger zitterten; sobald er aber sein Florett wieder aufgenommen hatte, beruhigte er sich sofort. „Gut, sehr gut, etwas lebhafter, wenn ich bitten darf, aber nicht ungestüme Bewegungen! Donnerwetter, Fräulein, Sie müssen mehr Energie in den Gegenstoß legen!“

Dieses „Donnerwetter, Fräulein!“ das ihm ab und zu entfuhr, erfüllte ihn mit Verzweiflung und Scham. Die Offiziersuniform zu tragen und sich dabei solcher Soldatenausdrücke zu bedienen, war doch wirklich abscheulich, Donnerwetter! Er mochte aber auf sich achten, wie er wollte, der Soldat kam doch immer wieder zum Vorschein.

Um den schlechten Eindruck zu verwischen, stürzte er sich dann in weitschweifige Erörterungen: „Mit einem Coupé-

Dégagé können Sie ganz bestimmt Herrn Derodes touchieren, denn Herr Derodes ist nicht behende genug. Von Herrn Bonnet möchte ich das nicht sagen. Herr Bonnet behält immer kaltes Blut und es wird Ihnen schwer werden, ihn durch diese Finten, die Ihnen so wohl gelingen, zu fangen."

Wenn Lafleurence fort war, wechselte Agnes ihren Anzug nicht, sondern legte bloß Holzpantoffeln an und übte mit ihrer Zofe einen ländlichen Tanz, die sogenannte „Bouchetiquette“ mit deren Aufführung sie das Programm noch verlängern wollte. Diese Uebung war nicht minder anstrengend als das Fechten, denn die „Bouchetiquette“, die mit Stampfen, Springen und Händeklatschen getanz und gesungen wird, bringt eine körperliche Bewegung hervor, die nur derbe Bauern als Vergnügen ansehen können.

Der Tag war damit aber noch nicht zu Ende, sondern fing erst an. Agnes machte nun Toilette und besuchte mit ihrer Großmutter, die sie ohne ein Wort der Klage über Ermüdung überallhin begleitete, die Schneiderinnen und Läden. Das Fechtwams war allerdings in Paris bestellt, aber das übrige, das heißt die Backfisch-Toilette für „Papas Ueberzeugung“ und der Bauernanzug für die „Bouchetiquette“ wurde in La Feuillade gearbeitet. Das letztere Kostüm verursachte große Mühe; es bestand aus einem kurzen Rocke, groben Strümpfen, einer kurzen Kasacke, einer Haube und Holzpantoffeln, es mußte bezaubernd, echt und zugleich geschmackvoll sein, deshalb war es sehr schwierig zusammenzustellen, verlangte eine sorgsame Ueberwachung, langes Anprobieren und endlose Beratungen.

Aber nicht sie allein hatte den Gedanken gehabt, das Programm zu bereichern: Carrelet hatte es dem Hauptmann nicht verzeihen können, daß er „Pétillons Vorlesung“ durchgesetzt und ihn selbst dadurch an der Recitation eines Monologs verhindert hatte; daher hatte auch er denselben Gedanken wie Agnes gehabt, der sich bei ihm noch mit einer Rache gegen „Hoppla, mein Pferdchen“ verband, das heißt, dieser Plan war vielmehr seinem Durst nach Rache entsprungen. Weil man ja eine öffentliche Vorstellung gäbe, für welche alle Plätze zum Besten eines Waisenhauses verkauft werden sollten, war es doch nicht zu verargen, wenn sie mit aller Anziehungskraft, über die man verfügte, ausgerüstet wurde. Nun stand im Regiment gerade ein Einjährig-Freiwilliger, ein

Schüler des Pariser Konservatoriums, dessen Vater, Großvater und Urgroßvater berühmte Schauspieler gewesen waren. Konnte man den nicht in dieser Vorstellung auftreten und ein paar Verse, einen Monolog oder sonst was deklamieren lassen? Ein Schüler des Konservatoriums, mag er auch noch so unbedeutend sein, versteht davon immer mehr als ein bloßer Dilettant, deshalb würde der Erfolg sich ihm zuwenden und Esparbarinque würde von ihm ausgestochen werden und wütend darüber sein. Er hatte es sehr geschickt und natürlich, ohne seine Bosheit merken zu lassen, angefangen, daß Agnes seinen Plan zu dem ihren machte und den Oberstlieutenant, der den in Paris abwesenden Oberst Bayon vertrat, um Erlaubnis dazu bat.

„Es ist mir ganz recht,“ antwortete der Baron, „zuerst muß ich nur mal zusehen, ob der Bursche dem Regimente Ehre machen wird. Béral heißt er, nicht wahr? Ich möchte nicht, daß man sich über ihn, und infolgedessen auch über uns lustig machte.“

Am folgenden Tage begab sich der Konservatorist auf Carrelets Bescheid zum Oberstlieutenant. Er war sehr erfreut, daß er in einer Vorstellung auftreten und sein Talent zeigen durfte. Er gab schon einigen jungen Mädchen Stunden im Deklamieren und Vorlesen, wenn er jetzt aber Erfolg hatte, so waren ihm noch mehr Schüler sicher, ohne daß Oberst Bayon, der sich schon darüber geärgert hatte, etwas dagegen machen konnte.

Als er sich im Hause des Oberstlieutenants meldete, war derselbe ausgegangen, sobald er dem Burschen aber den Grund seines Kommens mitgeteilt hatte, ließ ihn dieser in das sogenannte „Atelier der Frau Baronin“ eintreten. Es war in der That ein Atelier, wo alle Handwerke, die zum Möblieren eines Hauses beitragen, ausgeübt wurden. Auf einer Leiter malte die Baronin in einem dünnen Gazetalar an einer Nachahmung bunter Kirchenfenster und unterhielt sich dabei mit Frau von Genevrais; in einer Ecke hockte ein Soldat in Hemdsärmeln, der früher Holzschnitzer gewesen war, an einem Bilderrahmen nach einem alten Muster; neben ihm machte ein Soldat, der vor seinem Eintritt ins Regiment das Schmiedehandwerk erlernt hatte, eine Laterne aus Schmiedeeisen für den Vorplatz der Baronin zurecht; mitten in der Stube garnierte ein andrer, dessen Civilbeschäftigung Tapezieren gewesen war, einen Puff. Die Baronin nützte so

die Talente der im Regimente stehenden Handwerker aus, wenigstens der Handwerker, die häusliche Gerätschaften, Möbel und so weiter anfertigen konnten, denn sie hatte wie viele Offiziersfrauen eine Leidenschaft für Zimmerdekoration und allerhand Krimskrams und sann nur darauf, ihr Haus von oben bis unten damit anzufüllen, ohne zu bedenken, daß sie durch eine Beförderung jeden Augenblick in eine andre Stadt versetzt werden konnten. Das ist wieder eine Folge der neuen Einrichtungen in der Armee. Vor einigen Jahren hatte niemand eigene Möbel oder doch nur sehr wenige und dann auch ziemlich wertlose, damit der Umzug jedes halbe Jahr leicht von statten ging; heute dagegen hat man eine vollständige Einrichtung, noch gediegener, als die der reichen behabigen Bürger, die in demselben Hause geboren werden, leben und sterben.

„Was wünschen Sie?“ fragte die Baronin, die in jedem Soldaten einen Handwerker vermutete.

„Ich heiße Béral, ich komme wegen einer Vorstellung.“

„Ach, richtig, der Oberst kommt gleich wieder; warten Sie nur.“

Wirklich dauerte es auch nicht lange, bis der Oberstlieutenant mit umwölkter Stirne eintrat, erst Frau von Genevrais begrüßte und dann seiner Frau die Hand reichte.

„Guten Morgen, Theo, geht es dir gut?“

„Sehr gut! Und du, Liebe . . ., hast du gut geschlafen?“

Er wartete die Antwort gar nicht ab, weil er ja besser als sonst jemand wußte, daß sie prachtvoll geschlafen hatte, sondern sah Béral an und fragte dann seine Frau: „Was soll denn der da hier machen?“

„Es ist kein Handwerker, das ist der Konservatorist.“

Der Oberstlieutenant schaute sich Béral ziemlich lange von Kopf bis zu Fuß an, endlich sagte er: „Wie kommt es, daß Sie mit dieser schönen Gestalt auf den Gedanken gekommen sind, Schauspieler zu werden, anstatt Soldat zu bleiben?“

Der Konservatorist hatte wirklich eine prachtvolle Gestalt und einen reizenden Kopf.

„Eine schöne Gestalt hat noch niemals einem Schauspieler geschadet,“ sagte er mit einem respektvollen Lächeln.

„Einem Soldaten etwa?“ entgegnete der Oberstlieutenant, warf sich in die Brust und sah seine Frau an.

„Doch darum handelt es sich hier nicht. Man hat mir

gesagt, daß Sie wohl fähig wären, ein paar Verse oder irgend eine Kleinigkeit in einer öffentlichen Vorstellung vorzutragen."

"Ich denke, Herr Oberst."

"Wissen Sie, ich will nicht, daß man sich über einen Soldaten meines Regiments lustig macht. Das wollte ich Ihnen sagen!"

"Ich werde schon dafür sorgen, daß man sich nicht über mich lustig macht, Herr Oberst."

"s ist gut! Sie werden sich wegen der Wahl Ihres Vortrags mit dem Kapellmeister ins Einvernehmen setzen, er soll Sie dann überhören."

Obwohl Béal sich ein klein wenig verletzt fühlte, so suchte er doch nicht zusammen, rührte sich auch gar nicht von der Stelle.

"Nun, noch was?" fragte der Oberstlieutenant. "Sie können gehen!"

"Herr Oberst, ich möchte noch um eine Gnade bitten. Ich kann vor dem Publikum nicht mit diesem Kopfe — er zeigte auf sein kurzgeschnittenes Haar — erscheinen, dürfte ich Herrn Oberst bitten, Befehl zu geben, daß mich der Haarschneider diesmal verschont. Ich will mich dann ein wenig brennen lassen!"

"Meinetwegen, lassen Sie sich so viel brennen, wie Sie wollen."

"Ich bitte Herrn Oberst auch, mir zu gestatten, daß ich Glacehandschuhe anziehen darf; ich kann auf die Bühne doch nicht in Burschenhandschuhen kommen."

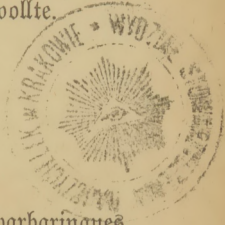
"Finden Sie am Ende, daß die Burschenhandschuhe lächerlich aussehen. Sie sind ja ein kleiner Schäfer."

"Gib ihm die Erlaubnis!" sagte die Baronin mit lebenswürdigem Lächeln.

"Meinethalben!"

Béal hatte nun nichts weiter zu thun, als zu dem Kapellmeister zu gehen; und das that er denn auch und lachte dabei herzlich über die komische Idee des Herrn Oberst, daß er sich mit einem Musiker über die Auswahl von Versen beraten, und daß dieser Musiker sie ihm noch dazu einstudieren und sie ihn probieren lassen sollte. Das mußte fürchterlich komisch werden, besonders mit diesem Kapellmeister. Er hatte sich nämlich kürzlich mit einem jungen Mädchen aus der Stadt mit drei oder viertausend Franken Rente verheiratet und

suchte ihr nun täglich aufs neue seine heiße Liebe zu be-
weisen — und zwar vermittelt der Musik, und man be-
hauptete sogar, er ließe sich nicht dazu bewegen, etwas andres
als sehnsuchtsvolle, liebeglühende Stücke spielen zu lassen.
Seit seiner Verheirathung hatte er solche Liebesmusik in Mo-
zarts Werken entdeckt und ließ nur noch die Variationen
über ein Thema in A, die Serenade und die Arie la ci darem
aufführen, wobei er seine Liebe den Tönen seiner Flöte ein-
zuhauchen versuchte, und zwar zum großen Verdruß des
Obersten, der nur Märsche und Galopps habe wollte.



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Trotz des Eifers und der Bemühungen Esparbarinques wurden die Proben sehr nachlässig betrieben; bald war der Grund, bald ein andrer vorhanden, immer wurde eine neue Probe angelegt.

Agnes hatte keine Gile, und Derodes wollte sich nicht recht Mühe geben, seine Rolle zu lernen. Er meinte, er lernte sie besser durchs Hören bei den Proben, als daß er sich dazu hergebe, sie durch Lesen und Wiederlesen ins Gedächtnis zu bekommen.

„In Ihnen lebt der heilige Funke nicht!“ rief Esparbarinque verzweifelt.

„Weshalb sollen wir uns beeilen? Werden wir mehr Vergnügen von der Aufführung oder von den Proben haben?“

„Nach dieser Aufführung werden wir noch eine geben.“

„Bébé?“

„Warum nicht?“

Derodes war anfangs sehr ungern und nur, weil er eben nichts andres anzufangen wußte, zu den Proben gekommen, jetzt aber machten sie ihm doch Vergnügen. Allmählich hatten Agnes' Reize ihn doch bestrickt und umgarnt. Er freute sich, wenn er ihr nahe sein, sie sehen und hören konnte, und stürzte sich — was kaum glaublich war! — in Kosten, um ihre Blicke auf sich zu ziehen. Ihre muntere helle Stimme entzückte ihn, und nachdem er anfangs ausgerufen hatte, „welch drolliges Geschöpf!“ nannte er sie nun „ein schönes

Mädchen". Und außerdem war sie doch auch anregend! Sie hatte so viel Schwung und Leben in sich, daß man sich nie mit ihr langweilte. Was ihm aber in seinem ungeheuern Stolz noch mehr schmeichelte war, daß sie ihn mit Rücksichten, Aufmerksamkeiten, Koketterien und Neckereien umgab, die sie gegen keinen andern ins Werk setzte. Diese Koketterien und Neckereien waren vielleicht von ihrem Wunsche, sich zu verheiraten, hervorgerufen, vielleicht aber auch von wirklicher Liebe. Daß er sich so leicht fangen ließ, befürchtete er nicht; deshalb brauchte er aber ihre Liebe nicht zu verschmähen.

Endlich wurde Esparbarinque ungeduldig, machte einen Gewaltstreich und setzte den Tag der Aufführung fest: „Jetzt muß Herr Derodes doch seine Rolle lernen, wenn er sich nicht der Gefahr des Steckenbleibens aussetzen will.“

Man hatte in der Stadt schon lange über die Bosmoreausche Aufführung gesprochen, als jetzt aber zugleich mit dem Datum das Programm bekannt wurde, war alles in unbeschreiblicher Aufregung. „Fechtkampf auf Floretts zwischen Fräulein Agnes von Bosmoreau und den Herren Derodes und Bonnet.“ War es denn möglich? Zuerst hatte es kein Mensch glauben wollen: ein junges Mädchen, und noch dazu aus der besten Gesellschaft! Es war allerdings bekannt, daß sie Fechtstunden nahm, die ihrer Gesundheit sehr zuträglich, auch schon etwas seltsam, aber bei der Tochter eines Offiziers immer noch entschuldbar wären. Jedoch ein öffentlicher Fechtkampf! Auf den Märkten produzierten sich zuweilen Riesendamen, „die mit den Herren vom Militär“ auf alle möglichen Waffen losgingen. Man durfte aber nicht mehr zweifeln, als Laflurence auf Befragen erklärte, daß es wirklich wahr wäre und er hoffe, daß er auf seine Schülerin stolz sein könne. Also war es wirklich wahr! Welch unerhörte Geschichte! Nun, dann würde die junge Dame jedenfalls nie einen Mann bekommen.

Gerade deshalb aber, weil es eine unerhörte Geschichte war, wollte keiner bei dem Schauspiele fehlen. „So etwas bekommt man nicht alle Tage zu sehen.“ Uebrigens bot das Programm noch mehr Anziehendes: Bruchstück aus „Fais ce que dois“, gesprochen von Herrn Béral; „Papas Ueberzeugung“, gespielt von den Herren Esparbarinque, Bonnet, Derodes und Fräulein Agnes von Bosmoreau; „Pétillons Vorlesung“, gesprochen von Herrn Esparbarinque; Bruchstück

aus den „Quatre vents de l'Esprit“, gesprochen von Herrn Béral; die „Bouquetiquette“, getanz't von den Fräulein Julia Dorat und Agnes von Bosmoreau, Frau Maupec, den Herren Bonnet, Derodes und Cholet.

Die „Bouquetiquette“ war ebenfalls skandalös und vielleicht noch derber als der Fektkampf. Der Fektkampf verletzte nur die Zartbesaiteten oder solche, die es zu fein glaubten, die „Bouquetiquette“ dagegen alle. Wie konnten nur Damen und junge Mädchen aus der „Gesellschaft“ sich öffentlich in einem Tanze sehen lassen, an dem der Böbel, die Dorfbewohner der Umgegend, die Arbeiter oder Dienstaboten der Stadt Gefallen hatten.

Trotz der hohen Billetpreise — denn fünf Franken ist ein gutes Stück Geld in La Feuillade — waren die Plätze sofort vergriffen, sobald die Ausgabe derselben bei den Damen des Armenvereins bekannt gemacht war. Es waren lange nicht genug Billets da, und Bosmoreaus wurden mit Bitten überschwemmt, denen sie unmöglich entsprechen konnten, da die Zahl der Plätze durch die Größe des Saales beschränkt war. Man konnte höchstens noch nachträglich ungefähr dreißig Billets ausgeben, die zum Stehen in den Thüren berechtigten.

Trotz seiner erbärmlichen Notlage war Drapier einer der ersten gewesen, die sich ein Billet gekauft hatten, denn wäre er fern geblieben, hätte er damit diese Notlage eingestanden, und lieber wäre er Hungers gestorben und hätte Frau und Kind sterben lassen. Zum großen Kummer seiner Frau hatte er für sie kein Billet mitgenommen, weil sie ja noch nähere. Sie hatte es für ganz selbstverständlich gehalten, daß sie mitgehen würde, und hatte sich ganz ungeheuer darauf gefreut, an der Seite ihres Gatten dieses Fest zu besuchen, wo ganz La Feuillade erscheinen würde. Natürlich sagte sie niemand, weshalb sie zu Hause bleiben mußte, denn sie war ebenso stolz, wie ihr Mann. Doch konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens ein ganz klein wenig von dem Feste zu sehen oder doch so viel davon zu hören, daß sie ungefähr wußte, wie es ausfiel; deshalb nahm sie ihr Kindchen selbst auf den Arm, weil sie kein Kinder mädchen halten konnte, und machte Frau von Bosmoreau ihren Besuch, um sich zu entschuldigen. „Sehen Sie, mit dem kleinen Kinde fürchte ich die Vorstellung zu stören, würde mich aber sehr freuen, wenn Sie mir ein ganz unbemerktes Stöchen

einräumen wollten!" Das kleine Eckchen fand sich in einem engen Gange, und weil sie nicht im Saale saß, brauchte sie diesen Platz auch nicht zu bezahlen, während Frau Amilhou und Frau von Bosmoreau, die ihren Platz im Saale hatten, ein Billet dafür hatten nehmen müssen.

Bis zur letzten Probe war Esparbarinque Schauspieler, Regisseur, Direktor, Maschinist und Souffleur in einer Person gewesen, da aber die beiden letztern Aemter mit dem eines Schauspielers während der Vorstellung unverträglich waren, so wälzte er sie auf Carrelets Schultern ab.

"Da Sie diesmal nicht mitspielen," sagte er in sehr liebenswürdigem Tone, "so werden Sie gewiß gern den Vorhang aufziehen und herunterlassen und uns soufflieren?"

Und Carrelet nahm diese Funktionen ohne Zögern auf sich: ihm war jetzt alles einerlei, er hatte ja seine Rache. Der Schüler des Konservatoriums mußte „Hoppla, mein Pferdchen!" vollständig austechen, das konnte er auf dem ihm angewiesenen Posten am besten beobachten.

Um acht Uhr sollte die Vorstellung beginnen, aber schon um sieben Uhr war der Saal zu drei Viertel gefüllt, zwanzig Minuten nachher war er voll. Erst zehn Minuten vor acht Uhr kam Agnes in ihrem Fechtanzug herunter. Sie hatte gehofft, ihr Kostüm, dessen Unordnung und Farben sie ganz geheim gehalten hatte, würde Derodes begeistern, der war aber noch gar nicht da; alle waren fertig, nur er nicht. Sie war so enttäuscht, daß sie sich nicht einmal über die Schmeicheleien freute, mit denen Bonnet, Cholet und sogar der Hauptmann sie überschütteten, und höchstens den kleinen Trost aus ihrem Entzücken schöpfte: daß sie mit ihrem blausamtenen Wams, ihrem kleinen glattgefalteten Rocke, der nicht ganz bis ans Knie ging, und ihren langen Strümpfen doch sicher sehr gut ausseh. Zwei Minuten vor acht Uhr fuhr draußen ein Wagen vor, Derodes war angelangt.

"Wir wollen sofort anfangen," sagte der Hauptmann, während Agnes sich das Fechthemd aus Wildleder anschnallen ließ, „Herr Carrelet, gehen Sie an den Vorhang!"

Dann klingelte er, strahlend vor Glückseligkeit, dreimal, viel langsamer und viel majestätischer als es im Théâtre français zu geschehen pflegt; er war ganz überglücklich.

Agnes erschien mit dem Florett in der einen, der Fechtmaste in der andern Hand auf der Bühne, Bonnet folgte ihr. Im Saal entstand ein Murmeln und Rauschen, dann

ertönten halblaute enthusiastische Rufe und Bravoeklatschen aus der Gruppe der Offiziere.

Agnes warf erst einen Blick auf den Saal. In der ersten Reihe saß ihre Großmutter, ihre Mutter, die ihr mit stolzem Lächeln zunicke, der kleine Daniel des Obersten Bayon zwischen dem Baron und der Baronin La Fontan, ihre andern Bekannten saßen hier und da verteilt.

Agnes setzte ihre Maske auf und der Fektkampf begann. Sie suchte Bonnet gleich bei der Auslage zu überraschen, aber er war auf seiner Hut.

Die Fektkundigen im Saale unterhielten sich über die einzelnen Stöße, während die Damen kritisierten: „Feines Dessin.“ — „Ein anständiges Mädchen in dieser Stellung!“ — „Elegante Paraden!“ — „Dieser kurze Rock!“ — „Sehr schneller Gegenstoß!“ — „Und das Trikot ist doch wirklich skandalös!“ — „Etwas zu stürmisch.“ — „Mag sein, aber dieses ‚doigté!‘“

„Touchiert!“ rief Bonnet.

Lauter Beifall erscholl. Mit Derodes ging es gerade umgekehrt, Agnes wurde touchiert, und jetzt wurde auch von den Damen Beifall gespendet.

Als die Fekter in die Coulissen zurücktraten, sagte Laflurence, ganz außer sich: „Donnerwetter, Fräulein, warum haben Sie nicht an ihr ‚Coupé-Dégagé‘ gedacht? Na, 's ist ja einerlei. Donnerwetter, Fräulein, Sie machen mir Ehre!“

Während Agnes, Bonnet und Derodes sich entfernten, um ihr Kostüm zu wechseln, sagte der Hauptmann: „Das ist allerdings einerlei, wenn aber Bonnet mit Derodes losgegangen wäre, so würde Bonnet sicher nicht touchiert sein.“

Jetzt kam die Reihe an den Einjährig-Freiwilligen. Als er auftrat, empfing ihn ein beifälliges Gemurmeln. Mit seinem gekräuselten Haar, seinem anmutigen Gesichte, seinen Glacéhandschuhen und Lackstiefeln sah er wirklich zu nett aus.

„Ich setze kein Vertrauen in das Kerlchen!“ sagte der Baron leise zu seiner Frau.

„Er ist aber hübsch, wie alles heute,“ entgegnete die Baronin.

Die Befürchtungen des Barons waren unnötig. Das „Kerlchen“ hatte keine acht Verse von „Fais ce que dois“ gesprochen, als der Beifall begann, der nicht wieder aufhörte, sondern sich zu einem Sturm der Begeisterung steigerte, als er mit hohem Pathos endigte:

„O trauernd Vaterland, die Thränenfaat wird reifen!“
Dann schrei zum Himmel mit dem Ruf des Siegers,
Brich deine Fesseln mit der Faust des Kriegers,
Und laß im Sonnenstrahl die Farben glänzen
Der alten Fahne auf den alten Grenzen!“

Alle Offiziere klatschten und trampelten mit den Füßen, während der Baron über den kleinen Daniel hinweg, der auch in die Händchen klappte und Bravo rief, zu seiner Frau sagte: „Das Kerlchen hat mich zu Thränen gerührt.“

Carrelet dagegen weinte hinter seinem Vorhange nicht, sondern jubelte und murmelte vor sich hin: „Gefangen, Hoppla, mein Pferdchen, gefangen! Versuch es nur, ob du so gefeiert wirst.“

Er wurde nicht so gefeiert, der Hauptmann, weder in „Papas Ueberzeugung“, noch in seiner „Vorlesung“, aber seine Leistungen erregten viel herzliches Lachen, welches wohl allen Bravos, die Béral zugerufen waren, gleichkam. Auch der prachtvolle Regenschirm Pétillons erregte großes Aufsehen. Nach der „Vorlesung“, während welcher sich Agnes in Bauerntracht warf, kam die „Bouchetiquette“ an die Reihe.

Der Vorhang ging in die Höhe und auf der Bühne standen Agnes, Julia und Frau Maupec als Bäuerinnen, Bonnet, Derodes und Cholet als Bauern verkleidet.

Die La Feuillader, welche ähnliche Trachten alle Tage sahen, fanden nicht viel Schönes daran. Frau Collas sagte zu ihrer Nachbarin mit einem Blick auf Agnes: „Welche Verkleidungswut!“ worauf diese entgegnete: „Ich möchte nicht, daß mein Sohn ein Mädchen zur Frau nähme, welches sich so schnell umziehen kann.“

Auf die Offiziere dagegen wirkte der Eindruck, den die drei Paare machten, geradezu berauschend. Man konnte sich aber auch nichts Hübscheres und Schalkhafteres denken als Agnes, nichts Lieblich-einfacheres als Julia!

Der Tanz begann. Die drei Offiziere, Julia und Frau Maupec hatten allerdings einen ganzen Monat gewissenhaft geübt, sie wurden aber alle von Agnes an Schwung, Leichtigkeit, Gewandtheit, Kraft und Reckheit übertroffen. Mit ihrer klaren, fröhlichen Stimme übertönte sie alles:

„Pour danser la bouchetiquette,
Faut être escarabida,
Faut avoir la jambe leste



Et le pied bien dégagé,
Faut n'être pas maria.
Tire li tire li cha calotte,
Tire li tire li chon bonnet."

Ja, sie hatte leichte Füße und starke Sehnen, und sprang so hoch, daß ihr Röschchen nur so flatterte.

Der Vorhang senkte sich unter den rauschendsten, begeistertesten Beifallsbezeugungen.

"Ich glaube, wir haben unsre Sache gut gemacht," murmelte Agnes noch ganz außer Atem.

Derodes trat nahe an sie heran und sagte ihr leise ins Ohr: "Ich muß Sie gleich nach Mitternacht auf der Terrasse sprechen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Vorstellung war um halb elf Uhr zu Ende gewesen, doch der Saal wurde noch lange nicht leer. Jeder wollte die Schauspieler beglückwünschen, welche in den Saal herabgekommen waren, und die, welche am schlechtesten von ihnen gesprochen hatten, flossen von Liebenswürdigkeit über.

Der Oberstlieutenant hatte Béral holen lassen, um ihm zu gratulieren: "Sie haben mich geradezu in Rührung versetzt! Sehr, sehr gut! Ich bin mit Ihnen zufrieden. Sie können der Baronin Ihren Dank abstatten, daß sie Ihnen Beifall gezollt hat."

Die Baronin nahm aber seinen Dank gar nicht an, sie bedankte sich im Gegenteil aufs reizendste bei dem jungen Schauspieler und lud ihn ein, sie zu besuchen: "Ich bin täglich um zwölf Uhr in meinem Atelier."

Man schob und drängte sich um Agnes, die kaum wußte, wem sie zuerst antworten sollte, da alle auf einmal sprachen und ihr die Hand drücken wollten: "Wie fein waren Ihre Finten!" — "Was haben Sie für ein Schauspielertalent!" — "Ich hätte nicht gedacht, daß man sich in Holzschuhen so leicht bewegen könnte." — "Sie machen wirklich ganz unübertrefflich Toilette." — "Wie entzückend haben Sie die 'Bouchetiquette' gesungen!"

Auch Esparbarinque ging nicht leer aus mit Glückwünschen und Händedrücken. Sein Regiment, von dem er vorher gehänselt wurde, zeigte sich jetzt ganz stolz auf ihn, er



aber antwortete mit großer Bescheidenheit: „O ja! Die Rollen von Geoffroy und Saint-Germain spiele ich, ohne mich aufspielen zu wollen, ganz gut, Sie müßten mich aber einmal in einer Rolle von Ravel sehen!“

Bonnet hatte diesmal eine Rolle von Ravel gespielt und zwar so mäßig, daß ihm kein Lob zu teil wurde. Wie konnte er sich außerdem von einem jungen Mädchen touchieren lassen! Alle, welche seine Gewandtheit im Fechten kannten, meinten allerdings, er hätte Agnes dadurch eine Galanterie erweisen wollen.

Derodes konnte man nicht gratulieren, weil er sofort nach den paar Worten, die er Agnes zugeflüstert hatte, fortgegangen war. Was lag ihm an den Lobpreisungen dieser Leute, es freute ihn, daß er ihnen zeigen konnte, was er sich aus ihrer Ansicht machte.

Endlich, endlich verabschiedete sich zuletzt Herr von Rosseline, der von einer Schwester zur andern hin und wieder gegangen war und ihnen die überschwenglichsten Schmeicheleien gesagt hatte. Sobald er fort war, konnte Frau Amilhau, die sich bis dahin fern gehalten hatte, ihre Enkelinnen umarmen: „Wie allerliebste machtet ihr euch!“

„Ich hoffe, du bist zufrieden,“ sagte Julia zu Agnes, als sie die Treppe hinaufgingen.

„Das will ich dir morgen sagen, jetzt bin ich todmüde; gute Nacht.“

Sie schloß schnell ihre Thür, als ob sie gleich zu Bett gehen wollte. Julia hörte durch die Bretterwand hindurch, die ihre Schlafstube trennte, daß Agnes lebhaft hin und her ging, wobei sie sich gewiß entkleidete.

„Sie muß ganz erschöpft vor Anstrengung sein,“ murmelte sie und fuhr dann, in ihre Mutterrolle fallend, fort, indem sie ihre Stimme erhob: „Soll ich dir beim Ausziehen helfen?“

„Nein, danke schön, ich bin schon fertig. Gute Nacht, ich schlafe schon halb,“ tönte es zurück.

Ausgezogen hatte sie sich allerdings, aber schlafen that sie keineswegs; im Gegenteil, so wach war sie wohl noch nie gewesen, als wie sie dort im Lehnstuhl kauerte, nachdem sie ihren Bauernanzug mit einem Schlafrock und ihre Holzschuhe mit weichen Filzpantoffeln vertauscht hatte.

Endlich hatte sie triumphiert!

Aber in die Freude ihres Sieges mischte sich etwas wie Bitterkeit oder Erniedrigung: sie hatte nicht geglaubt, daß er so zu ihr sprechen würde; wenn sie auch ein munteres Ding

war, so war sie dabei doch immer ein anständiges Mädchen; obwohl dieses ihr erstes Abenteuer war und sie keine Erfahrung besaß, sagte ihr doch eine innere Stimme, wohl ihre weibliche Würde, daß diese Sprache nicht angemessen, daß ein wohlmeinender Mann nicht so zu einem anständigen Mädchen sprechen dürfte. Was dachte er denn von ihr! Sie war seinesgleichen, keine Bäuerin, deren Kostüm sie trug, und keine Arbeiterin, nein! — Agnes von Bosmoreau!

Sie hätte so gern etwas Aufregung und Angst, ein Gefühl von Hochachtung und Zärtlichkeit an ihm wahrgenommen, was ihrer Meinung nach ein Mann immer empfinden mußte, wenn er der geliebten Frau seine Liebe gesteht. Ein Geständnis war dieses Stelldichein, gewiß, aber nicht das, was sie erwartet hatte und worauf sie ein Recht zu haben glaubte. Aber nicht allein ihr Stolz litt, auch ihr Herz war schmerzlich zusammengezuckt, denn die Gefahr, vor der sie Julia gewarnt hatte, war wirklich gekommen, sie hatte ihn in sich verliebt machen wollen, und bei dem Spiel, das sie mit ihm getrieben, hatte die Liebe für ihn sie überkommen — — — sie liebte ihn. Zuerst hatte sie sein Vermögen angezogen, dann sein siegesgewisses Auftreten, seine Eleganz, seine verächtlichen Bewegungen, sein Schick, seine Pferde und Hunde, seine kostbare Einrichtung und daraus hatte sich ein allgewaltiges Gefühl entwickelt, welches sie beherrschte und mit sich fortriß.

Die Macht und Größe dieses Gefühls war ihr besonders in dem Augenblicke klar geworden, wo er sie um ein Stelldichein bat: im ersten Schrecken hatte sie ihn überrascht und entrüstet angesehen, dann aber hatte sich ihr Auge demütig gesenkt; ja, sie wollte kommen, sie würde gehorchen.

Aber obwohl sie wußte, daß sie diesem Drange ihres Gefühls nicht zu widerstehen vermochte, so gab sie ihm doch nicht ohne jedes Widerstreben nach: im Gegenteil, alles in ihr, ihre Erziehung, ihr Anstand, ihre Scham lehnte sich dagegen auf. So durfte es nicht gehen, so hatte sie es nicht gewollt: er hätte sie lieben, gegen diese Liebe kämpfen, ihr endlich unterliegen, mit ihrer Mutter sprechen — — und sich mit ihr verloben sollen, das war ihre Absicht gewesen. Und jetzt dagegen unterlag sie, und wurde fortgerissen, ohne ihm und sich selbst Widerstand leisten zu können. Aber so abenteuerlich, so gefährlich und schlüpfrig dieser Weg sein mochte, auf dem sie dahinschritt, ohne umkehren oder innehalten zu

können, so hatte sie doch wenigstens die Gewißheit, daß er sie heiraten wollte.

Die Zeit war indes vorgeschritten und es schlug drei- viertel vor zwölf Uhr von dem Kloster des Ordens der Heimsuchung Mariä, dessen Garten an das Doratsche Grund- stück grenzte. Sie horchte. In dem schlummernden Hause regte sich nichts, sie hörte nur ihren eigenen Atem. Ohne Licht anzustecken, öffnete sie geräuschlos die Thür, schlich auf den Gang hinaus und die Treppe hinab; sie brauchte kaum von Zeit zu Zeit an das Geländer oder die Wand zu tasten, um sich in der Dunkelheit zurecht zu finden. Nachdem sie die Thür der Vorhalle geöffnet hatte, stand sie auf dem freien Platze bei der Terrasse. Ein kalter Wind fächelte ihre Stirne, an dem mattblauen, wolkenlosen Himmel ging der Mond unter.

Auf welchem Wege würde er kommen? Jedenfalls über den Felsen. Obwohl der Aufstieg nicht gerade unmöglich war, so bot er doch seine Schwierigkeiten, außerdem mußte er unten auf der Wiese eine Mauer übersteigen. Ein Gefühl stolzer Freude durchzuckte sie, als sie der Gefahr dachte, der er ihrewegen trozte, zu gleicher Zeit empfand sie aber auch etwas Angst und lief schnell an das Geländer. Trotz des hellen Mondscheines konnten ihre Augen das Dunkel, welches den steilen Felsenhang einhüllte, nicht durchdringen. Sie vernahm nur von unten heraufkommend den Schall herunter- springender Kieselsteine. Dann hörte sie eine Weile nichts mehr. Nun rollte ein Kieselstein in näherer Entfernung; sie sah aber noch immer nichts. Es überkam sie die Furcht: „Wie sollte er sich festhalten, wenn sein Fuß ausglitt?!" Da erschien eine verschwommene Gestalt im Schatten und nahm festere Form an. Er war es, dunkel gekleidet. Er kam langsam, mit den Füßen tastend und sich mit den Händen helfend, vorwärts. Jetzt war er am Geländer und schwang sich leicht hinüber.

„Ah, da sind Sie!" sagte er dann.

„Welche Thorheit," entgegnete sie, „wenn ich nicht ge- wußt hätte, wie gefährlich der Aufstieg ist, wäre ich sicher nicht gekommen."

„Wahrhaftig, der Aufstieg ist durchaus nicht bequem des Nachts!"

„Und die Mauer!"

„Oh, mit der Mauer hat es nichts auf sich, aber der

schlüpfrige Felsen und die schurrenden Riesel, das will schon mehr sagen."

"Warum sind Sie überhaupt hergekommen?"

"Weil ich Sie liebe!"

"Konnten Sie mir das nur hier sagen?"

Er fuhr erstaunt zurück, sagte aber gleich darauf in seinem ironischen Tone: „Nun hier der freie Platz, dort unten der Felsen, über uns der Mond, dieser Anzug, grau wie die Mauer, was verlangen Sie noch mehr?"

Dann wurde er plötzlich ernst und fuhr mit zärtlicher Stimme fort: „Wo anders wären Sie auch nicht allein gewesen!"

Er wollte ihre Hände ergreifen, doch sie trat zurück und antwortete: „Das ist es ja gerade; meiner Ansicht nach dürften Sie es mir gar nicht allein sagen!"

"Ach!" stieß er ärgerlich hervor.

Dann fiel er wieder in den ironischen Ton: „Haben Sie sich jemals eingebildet, daß ich darauf veressen wäre, meine Heirat möglichst spießbürgerlich abzuschließen und an Papa Derodes zu schreiben, daß er nach La Feuillade käme, um Mama Bosmoreau eine Vorlesung über meine Gefühle zu halten?"

Agnes seufzte, entgegnete aber nichts.

"Nein!" fuhr er fort, „meine Angelegenheiten besorge ich selbst, und deshalb bin ich — beim Glanze der Sterne und mit der Gefahr, mir den Hals zu brechen, was, wie Sie eingestehen müssen, sogar seine Romantik hat — hierhergekommen, um Sie zu fragen — ob Sie mich lieben."

Während einiger Augenblicke konnte Agnes vor Aufregung nicht sprechen. Ihr Herz zuckte unter dem Ernst der Stunde; jetzt entschied sich ihr Leben, ihre Liebe. Auf diese gerade, fast brutale Frage war es ihr unmöglich, ein Wort zu erwidern, und doch mußte geantwortet werden.

"Glaubten Sie wirklich," sagte sie, „daß ich Ihnen antworten würde, daß ich Sie liebte: wie kann ich das denn wissen?"

"Na, dann bleibt mir nichts übrig, als auf demselben Wege zurückzugehen und Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie zu dieser Stunde hierherbemüht habe."

Er machte zwei Schritte nach dem Geländer zu, da näherte sich ihm Agnes und sagte: „Gewiß empfinde ich viel Neigung — ja eine sehr lebhafte Zuneigung für Sie."

"Vielleicht solche, wie Sie sie unter Ihre Briefe setzen, und sich dabei besinnen, was für ein Epitheton Sie hinzu-

fügen sollen, ob ‚ehrfurchtsvoll‘ nicht wahr? oder ‚zärtlich‘. Glauben Sie mir, daß ich mich damit nicht begnüge. Nur wenn Sie eine ‚herzliche‘ Zuneigung zu mir empfinden. — Kommt Ihre Zuneigung zu mir vielleicht aus tiefstem Herzen? Sprechen Sie! Oder aus innerstem Gemüt?”

Die letzten Worte sagte er in sanfterem Tone, während er wieder zurückkam, und sie fand so viel Wohlklang in seiner Stimme, die ihr das Herz erbeben machte, daß sie unwillkürlich die letzten Worte wiederholte: „... aus innerstem Gemüte?”

„So sprechen Sie doch weiter und lassen Sie mich diesen reizenden Weg nicht wieder beschreiten, bevor ich Zeit gehabt habe, mich zu verschauen.“

Diese Worte brachten sie wieder auf ihren ersten Gedanken: „Und warum haben Sie gerade diesen für Sie so beschwerlichen und für mich so gefahrbringenden Weg gewählt, da Sie doch durch die weitgeöffneten Thore des Hauses zu uns kommen konnten?”

Wieder fuhr er ärgerlich zusammen: „Immer dasselbe!“ sagte er. „Ich komme doch zu der Einsicht, daß die Dertlichkeit keinen Einfluß auf Sie hat, und daß der Mond, dieser prachtvolle Mond, Sie nicht zu Herzensergüssen hinzureißen vermag — auch nicht einmal dazu, daß Sie mir klar und bestimmt antworten. Ich spreche Ihnen von Liebe, Sie antworten mit Zuneigung. Ich verstehe mich schlecht auf Ihr Zögern und Ihre weiblichen Winkelzüge. Wir könnten noch lange so fortreden ohne uns zu verstehen, und so großes Vergnügen mir auch Ihre Nähe gewährt, möchte ich Sie doch nicht die halbe Nacht auf dieser Terrasse festhalten. Ich will nur noch ein Wort hinzufügen. Mein Vater wird nicht eher durch jene weitgeöffneten Thore, von denen Sie vorhin gesprochen, zu Ihnen kommen, bevor ich nicht den Beweis habe, daß die, welche ich liebe, mich ebenso warm liebt, wie ich sie liebe. Auf Wiedersehen!”

„Wollen Sie fort?”

„Bis morgen! Ich werde morgen kommen, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen — und um Sie zu sehen, weil ich Sie liebe.“

Er sprang gewandt über das Geländer und begann vorsichtig hinab zu steigen. Es ging sehr langsam, da er von Zeit zu Zeit innehielt; etwas bevor er hinter einem Busche verschwand, wandte er sich noch einmal um und sagte leise: „Auf morgen!”

Noch ziemlich lange hörte sie das Geräusch seiner zögernden Schritte und der rollenden Kiesel; als die Stille der Nacht nur noch durch den Wind gestört wurde, der die entblätterten Aeste hin und her zauste, wandte sie sich ab und murmelte: „Er ist doch mein Meister!“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

„Er liebt mich!“

Agnes sagte es vor sich hin, als sie wieder auf ihr Schlafzimmer ging, und wiederholte es immer und immer wieder, nachdem sie sich leise zu Bett gelegt hatte.

„Er liebt mich, er liebt mich!“

Nicht allein ihr Herz sagte es, auch die Lippen sprachen es willig, damit die süßen Worte mit ihrer sanften Musik das leise Murren des Widerstandes und der Unruhe betäubte, die trotz alledem sich in ihr emporbäumte.

Und nur dieses eine Wort war in den wenigen Minuten gesprochen, die sie zusammen verbracht hatten. Welch seltsame Liebeszene inmitten dieser romantischen Umgebung und unter diesen ebenso romantischen Umständen, beim Glanze der Sterne, im Scheine dieses „prachtvollen Mondes“, wie er sagte. Welcher Unterschied zwischen der Poesie der Umgebung und der kalten, rauhen Wirklichkeit der Worte! Das war also ihr erstes Stelldichein gewesen! Wie oft hatte sie in ihren Mädchenträumen darüber nachgedacht, wie das wohl sein würde, sie hatte es sich aber doch ganz anders vorgestellt, als es wirklich war und sie es eben erlebt hatte. Um die Regung der Enttäuschung, die sich ihrer zu bemächtigen drohte, zu bannen, sagte sie sich immer wieder vor, vom wirklichen Leben sei nun einmal nichts anderes zu verlangen, es wäre unrecht von ihr, daß sie sich beklagte, denn er liebte sie ja!

Am andern Morgen kam sie spät herunter, und als Julia ihre Frage vom vorigen Abend wiederholte, antwortete sie ausweichend: „Weshalb sollte ich nicht zufrieden sein?“

Julia fragte nun aber deutlicher: die Vorstellung kummere sie nicht, darum handle es sich auch nicht, sondern um Derodes. Sollte es so fortgehen? Sollten bis zum Ende des Winters noch neue Aufführungen und im nächsten Sommer

wieder Spielgesellschaften arrangiert werden? Das würde allmählich kompromittierend, und wenn sich Derodes nicht bald erklärte, brauchten seine häufigen Besuche im Hause doch nicht andre abzuschrecken.

„Er wird sich erklären.“

„Wann?“

„Bald.“

„Was gibt dir Gewißheit darüber?“

Agnes blickte, überrascht von dieser Dringlichkeit, zu ihrer Schwester empor; antwortete indes nicht, sondern stellte ihrerseits eine Frage: „Weshwegen glaubst du, daß er mir diese Gewißheit verschafft haben sollte?“

„Weil er dich so seltsam ansah, als er nach der Bouchetiquette leise mit dir sprach.“

Agnes war weder gewohnt zu heucheln, noch die Wahrheit zu verdrehen, aber konnte sie denn sprechen? Ihre Zukunft hing nicht allein von Derodes, sondern auch von ihrer Schwester ab, und Julia würde sich ihren Plänen sicherlich entgegengestellt haben, sobald sie davon gehört hätte: war sie nicht eigentlich gegen alles gewesen, was in den letzten Monaten geschehen und gethan worden war?

„Gerade, weil er mich so seltsam ansah, kann ich wohl behaupten, daß er sich — bald erklären wird.“

Um Julia weitere Fragen abzuschneiden, ging Agnes in den Hof hinunter; zugleich interessierte es sie, in vollem Tageslichte den Weg zu sehen, auf dem Derodes heraufgestiegen war. Sie kannte den alten Felsen allerdings ganz genau, da sie ihn ja alle Augenblicke sah, aber als sie ihn jetzt aus einem andern Gesichtspunkte betrachtete, war sie doch erschrocken, daß er ihn in der Dunkelheit bestiegen hatte. Er hatte es gethan — für sie! Welcher Mut! Oder vielmehr, welche Liebe!

Wie Derodes gesagt hatte, kam er im Laufe des Tages, um sich zu erkundigen, wie es ginge, und — um sie zu sehen, weil er sie liebte. Wer aber aus seinen Worten und seinem Benehmen diese Liebe herausfinden wollte, der mußte ein ganz feiner Kopf sein; neben ihm hätte man Bonnet, der übrigens nicht kam, für einen leidenschaftlich Liebenden halten können.

„Es ist recht gut gegangen. Sie waren reizend. Ich dagegen unter aller Kanone; nicht für zwei Pfennig Ueberzeugungstreue in meinen Liebesversicherungen.“

„Benigstens sind Sie im Fektkampf nicht unter aller Kritik gewesen.“

„Sie sind mir wohl böse, daß ich mich nicht touchieren ließ, aber wissen Sie, ich bin die Aufrichtigkeit selbst!“

Dabei allein tauschte er einen Blick des Einverständnisses mit Agnes.

Als er gegangen war, fragte Julia: „Und du glaubst wirklich, daß er sich bald erklären wird?“

„Ich bin des gewiß.“

Und doch war sie nicht so gewiß, gewiß war nur, ja ganz gewiß, daß er sie liebte, und deshalb durfte sie ja doch auf alles hoffen; er war reich genug, um nicht auf das Vermögen seiner Zukünftigen sehen zu müssen.

Vier Tage nach der Vorstellung glaubte sie, daß ihre Hoffnung gestillt würde.

Lasleurence sagte ihr nämlich am Morgen bei der Fektsunde, wenn sie es wünschte, könnte er ihr noch eine Viertelstunde zugeben, weil Herr Derodes heute nicht üben würde.

„Ist er krank?“

„Nein, sein Vater ist angekommen.“

Die Aufregung war so groß, daß sie sich hinsetzen mußte.

„Nun, sollen wir aufhören?“ fragte Lasleurence.

„Nein, lassen Sie uns wieder anfangen.“

Aber während des Endes der Stunde grollten die „Donnerwetter, Fräulein“ nur so daher, „keine Gewandtheit, kein rechtes doigté mehr — Donnerrr . . . wetterr, Fräulein!“

Als Lasleurence fort war, eilte sie sofort zu ihrer Schwester hinauf: „Herrn Derodes' Vater ist in La Feuillade.“

Julia sah sie einen Augenblick verständnislos an, dann öffnete sie ihre Arme und küßte Agnes leidenschaftlich.

„Verzeih mir, lieb' Schwesterlein! Du hast recht, und ich superkluge Person habe unrecht gehabt. Aber wie verwiegen ist auch Herr Derodes!“

„Ja, er ist sehr verschlossen, aber ich wußte es wohl, daß er sich erklären würde.“

An dem Tage ging niemand von ihnen aus, und als Frau von Bosmoreau nach dem Frühstück ihren gewöhnlichen Spaziergang machen wollte, hielten sie ihre Töchter davon zurück.

„Aber, was habt ihr denn?“ fragte Frau Amilhau ganz überrascht von der Aufregung ihrer Enkelinnen.

Julia ergriff die Schreibtabel ihrer Großmutter und schrieb:

„Wir erwarten Herrn Derodes' Vater; es handelt sich um Agnes' Heirat.“

Als Frau Amilhou es gelesen hatte, riß Julia das Blatt ab, zerknitterte es und steckte es in die Tasche.

„Aber sagt doch,“ meinte Frau von Bosmoreau, „ist denn dieser Herr Derodes, der was verkauft und Geschäfte macht, ganz bestimmt ein ehrenwerter Mann?“

„Zehn Schmelzöfen!“ rief Agnes lachend, denn die Freude brachte sie wieder in Laune.

„Was heißt das, zehn Schmelzöfen?“

Agnes erklärte die geschäftliche Lage von Herrn Derodes' Vater, den ganzen Tag wurde nur von ihm gesprochen, und sobald die Straßenglocke ertönte, schwiegen alle aufmerksam still.

Die Stunden vergingen und weder Vater noch Sohn erschienen. Von Zeit zu Zeit ging Agnes ans Fenster, um auf die Straße zu sehen, mit ihrer freudigen Erregung war's vorbei, sie wurde nervös.

Am Abend erhielt Frau von Bosmoreau durch Derodes' Kammerdiener ein Billet zugestellt.

„Was mag das bedeuten?“ fragte sie und reichte es Julia.

Aber Agnes hatte es schon geöffnet und las nun:

„Ich gebe mir die Ehre, Frau von Bosmoreau meine Hochachtung zu Füßen zu legen und zu fragen, ob mein Vater morgen seine Aufwartung machen darf?“

Ohne zu zögern, nahm Julia eine Karte und schrieb einige Worte darauf.

„Oh, Julia, Julia!“ murmelte Agnes mit bebender Stimme.

Am Abend beratschlagte Agnes mit ihrer Schwester, was sie während Herrn Derodes' Besuch anfangen sollte.

„Du mußt dableiben,“ sagte sie, „ich werde aber wohl zu aufgeregt dazu sein.“

„Armes Schwesterlein,“ sagte Julia, „ich habe dich recht gequält, jetzt sehe ich aber auch ein, daß die innere Stimme doch über den Verstand geht, und jetzt kann ich dir auch eingestehen, was du mir für Angst und Sorge gemacht hast!“

Um drei Uhr erschien Herr Derodes mit seinem Sohne in Frau von Bosmoreaus Salon.

Er war ein ziemlich großer Mann, blond wie sein Sohn,

gewichtig und imponierend, und zeigte in seiner ganzen Person, seinem Stehen und Gehen, seinen Manieren und der Art, sich auszudrücken, daß und wie viele Millionen er in seinem Geldschatz hatte. Er konnte auch mit Recht stolz darauf sein, da er seine Laufbahn mit keinem andern Kapital, als seinem Verstande, seiner Energie und seinem Geschäftssinn begonnen hatte.

Allerdings hatte ihm seine Heirat noch eine große Mitgift eingebracht, mit der er dann die Glashütten von Ostrevent gekauft hatte, die damals noch wenig wert gewesen waren.

Er hatte nach Geld und nur nach Geld geheiratet; seine Frau war sehr häßlich, schlecht oder vielmehr gar nicht erzogen, außerdem aber die Tochter eines sehr reichen, dicken Viehhändlers, der im ganzen Departement du Nord allgemein „der Kuhjunge“ genannt wurde, weil er einen großen Rindviehhandel betrieb. Herr Derodes hatte sich bei seinen vielen Geschäften gar nicht um die Erziehung seines Sohnes bekümmert, sondern diese Sorge seiner Frau überlassen und nur, sobald der Knabe geboren war, bestimmt, daß er Offizier werden sollte, wie es sich für einen Sohn aus vornehmer Familie schickte, der nicht in Faulheit und Unthätigkeit verkommen durfte. Da Frau Derodes selbst keine Erziehung genossen hatte, verstand sie natürlich auch die ihres Sohnes nicht zu leiten, das beunruhigte sie aber durchaus nicht. O, sie wußte, Gott sei Dank! wie ein Sohn vornehmer Eltern erzogen werden mußte, sie konnte es an den vielen Beispielen rings im Lande abnehmen; mit acht Jahren hatte man dem „Fünfer“ einen Abbé zum Lehrer gegeben. Unglücklicherweise bildete sie sich in ihrem Parvenustolz ein, daß ein Hauslehrer ebensogut ein Diener wäre, wie die andern auch, vielleicht nur der höchste unter ihnen; so hatte sie ihn denn nicht zu Tisch zugezogen und ihn täglich mit Bemerkungen traktiert, die mehr im Stile der Tochter des „Kuhjungen“, als der Frau des Direktors der Glashütten von Ostrevent waren.

Länger als einen Monat vermochte es der Abbé nicht auszuhalten; sein Nachfolger blieb zwei Tage, der dritte eine Woche, und so mit Grazie in infinitum, das heißt, bis Derodes sein sechzehntes Lebensjahr erreicht hatte; nur die schüchternen und furchtsamen Abbés hatten genug Demut und Selbstverleugnung in sich gehabt, um einige Monate

in diesem Hause zu verweilen, das ein Schrecken für alle Hauslehrer geworden war und für „die Hölle auf Erden“ galt. Mit sechzehn Jahren war Derodes in eine Presse gethan worden, wo man ihm mit knapper Not so viel eingetrichtert hatte, daß er mit Hängen und Würgen sein Examen für Saint-Cyr machen konnte.

Gerade weil er mit einer Frau verheiratet war, deren schlechte Erziehung ihm jeden Tag mehr fühlbar wurde, hatte sich Herr Derodes eine bis an Uebertreibung grenzende Höflichkeit angewöhnt. Frau von Bosmoreau gegenüber entfaltete er ein sehr vornehmes, großartiges Wesen und sprach ihr seinen Dank aus, daß sie seinem Sohne mit so viel Güte ihr liebenswürdiges Haus geöffnet habe. Für einen jungen Offizier wäre es wirklich ein großes Glück, wenn er in Gesellschaft von Damen käme, die so außerordentlich gut — hier machte er eine Verbeugung gegen Frau Amilhau, die zuhörte, ohne zu verstehen, was gesprochen wurde, und unaufhörlich lächelte, weil sie glaubte, es würde gerade der Antrag gemacht — und reizend wären, — hier bekam Frau von Bosmoreau eine Verbeugung — und mit so allerliebsten jungen Damen — dabei wandte er sich an Julia — verfahren könnte.

Bei dieser Gelegenheit bedauerte er sehr, daß Fräulein Agnes nicht da wäre, sein Sohn hätte ihm eine so bezaubernde Beschreibung von ihr gemacht.

„Ist sie vielleicht nicht wohl?“ fragte der Lieutenant.

„Ich will sie holen!“ rief Julia, machte, daß sie herauskam, und fand Agnes im Speisezimmer, in welchem sie unruhig auf und nieder ging. „Komm schnell, er verlangt nach dir, er will dich sehen!“

„O, mein Gott!“

„Sei vernünftig und beruhige dich.“

Als Herr Derodes sie hereinkommen sah, stand er auf und ging ihr entgegen. „Gnädiges Fräulein, ich habe La Feuillade nicht verlassen wollen, ohne Ihnen zu sagen, wie ich Sie hochschätze: mein Fräulein, Sie sind reizend; wollen Sie mir Ihre Hand geben?“

Er nahm ihre Hand, küßte sie und setzte sich wieder hin.

Aller Augen waren auf ihn gerichtet und alle lauschten atemlos seinen Worten. Er sprach nur von gleichgültigen Dingen und verabschiedete sich nach einiger Zeit.

Die Schwestern sahen einander sprachlos an. Julia

faßte sich zuerst wieder und sagte: „Er wird morgen wieder kommen.“

Am andern Tage erfuhren sie aber, daß er abgereist sei.



dreißigstes Kapitel.

Die Ausgaben und Schulden seines Sohnes hatten Herrn Derodes zu einer Reise nach La Feuillade bewogen. Gerade, weil er seinem Sohne einen ungewöhnlich hohen Wechsel ausgesetzt hatte, wollte er nichts von Schulden wissen. Schulden widerstrebten seiner kaufmännischen Denkart. Er, der Direktor der Glasfabriken von Ostrevent, Johann Alonse Derodes, der berühmte Industrielle, Offizier der Ehrenlegion, Mitglied der Jury aller Ausstellungen, Generalkonsul des Departements Nord, Mitglied der Handelskammer und so weiter, er mußte es sich gefallen lassen, daß man sagte, sein Sohn mache Schulden: das drückte ihn sehr. Warum machte er Schulden? mußten sich die Leute fragen und dabei denken, daß es mit dem Vermögen doch nicht so weit her sei. Außerdem, sagte er sich, bezahlt man doch weit mehr, wenn man nicht bar bezahlt, und sein Grundsatz war, alles so billig, wie nur möglich, zu kaufen. Wenn er bei Bezahlung von hunderttausend Franken hundert Franken Rabatt bekam, so war er zufrieden; er dachte dann mehr an diesen „Verdienst“ als an seine Ausgabe.

Er wollte sich jetzt mit eignen Augen von dem Stande der Dinge überzeugen und war deshalb nach La Feuillade gekommen. Als er die luxuriöse Einrichtung seines Sohnes sah, zog er sein Gesicht in bedenkliche Falten, die sich jedoch sehr bald wieder glätteten, weil es andrerseits seiner Eitelkeit schmeichelte und er stolz darauf war, daß der Offizier, der seinen Namen trug, durch ein Verdienst alle andern übertrage. Luxus zu treiben war nämlich in seinen Augen ein Verdienst, um nicht zu sagen, etwas Rühmenswerthes. Dem alten Derodes mißfiel es durchaus nicht, wenn sein Sohn eine Flasche Wein zu vierzig Franken trank, besonders wenn andre darum wußten, und es gefiel ihm, daß niemand so schöne Pferde besaß wie er. Dagegen war er sehr auf-

gebracht über die übertrieben hohen Ausgaben desselben, die vollständig zwecklos und unnütz waren. Wagen, Pferde und kostbare Einrichtung, das mochte noch hingehen, aber was darüber hinausging, das war vom Uebel, das hieß doch gerade das Geld aus dem Fenster werfen und dagegen ergriff er Maßregeln und theilte dieselben seinem Sohne in so ernster Weise mit, daß dieser merkte, hierin ließe sein Vater nicht mit sich spaßen.

Derodes hatte niemals Widerworte, wenn er einsah, daß sie keinen Erfolg haben würden — und das war hier der Fall, seinem Vater gegenüber. So ging der Keld diesmal noch an ihm vorüber.

Er sagte nur, das Leben in La Feuillade sei ja gar nicht mit dem in Bordeaux zu vergleichen, man hätte hier gar keine Gelegenheit, Geld auszugeben, und ruinieren könnte man sich hier erst recht nicht, dazu wären die Vergnügungen, die sich darböten, doch zu einfach und unschuldig.

Noch mehr als durch diese Worte beruhigte er seinen Vater durch den Besuch bei Frau von Bosmoreau, und so reiste Herr Derodes, der ganz aufgebracht gegen seinen Sohn angekommen war, vollständig beruhigt wieder ab. Beim Abschied sagte er noch: „Das ist ein sehr liebenswürdiges Haus, ein paar sehr nette Damen und reizende junge Mädchen; den Verkehr mußt du pflegen, das ist viel wert für einen jungen Mann, der in allen Stücken etwas auf sich hält. Geh nur häufig dorthin!“

„Gewiß, darüber kannst du dich beruhigen.“

„Wenn du dich ihnen gegenüber revanchieren willst,“ fuhr der alte Herr fort, „so gib ein Fest in deiner Wohnung, ein recht gutes Diner; die Kosten würde ich gern tragen.“

Damit verabschiedete sich Derodes von seinem Sohne und dieser ging ganz zufrieden mit diesem Besuche nach Hause, der ihn zuerst so sehr in Angst versetzt hatte. Die Idee mit dem Diner, das er geben sollte, war ja Unsinn; aber das Geld dafür kam ihm gerade recht; damit konnte er einen Halsabschneider, der ihm jetzt gerade wieder arg zusetzte — und zwar wegen alter Schulden, die sein Vater schon zweimal bezahlt hatte oder richtiger bezahlt zu haben glaubte — für einige Zeit still machen. Wozu sollte er auch eine Gesellschaft geben? Das würde ihm nur Verdrießlichkeiten bereiten, während er mit demselben Gelde den alten Fuchs Cassie beruhigen konnte. Es schmeichelte ihm, wenn man ihm zu

Ehren Gesellschaften gab, jedoch durchaus nicht, wenn er andern zu Ehren welche geben sollte.

Erst drei Tage nach seines Vaters Abreise ging er wieder zu Frau von Bosmoreau. Es war gut, daß er den Damen Zeit ließ, sich von der Enttäuschung zu erholen, die ihnen der Besuch der beiden Derodes bereitet hatte. Denn enttäuscht waren sie gewesen. Was sie davon erhofft hatten, das konnte man daraus sehen, wie bereitwillig Julia Agnes herbeigeholt hatte, wie diese triumphierend hereingekommen und nachher zusammengebrochen war, wie die Mutter und Julia zuletzt vollständig die Fassung verloren hatten. Wenn er daraus keinen Vorteil zu ziehen mußte, mußte er doch der einsältigste Mensch von der Welt sein.

Dieser Besuch seines Vaters war nach jeder Richtung hin erfolgreich gewesen, besonders aber hatte er ihm auch großen Vorteil in seinen Beziehungen zu Agnes gebracht. Wenn er es jetzt nur etwas geschickt anfang und Herr seiner selbst blieb, so konnte es ihm nicht mehr fehlen. Agnes wollte ihn augenscheinlich in ein feines Spiel verwickeln, da hatte sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie die Partie verlor — und das glaubte er jetzt beinahe. Sie dachte ihn zu heiraten. Das war ja eine ganz gute Idee; aber um das zu erreichen, mußte sie doch etwas älter und erfahrener sein.

Bei seinem Eintritt in den Salon sah er wohl, daß die drei Tage der Erwartung Agnes sehr lang geworden waren, doch nahm er sich in acht, es sich nicht anmerken zu lassen, daß ihm ihre Erregung und die Spuren ihrer Thränen auffielen; im Gegenteil, er war so vergnügt, so lustig und heiter, wie nie.

Im gegebenen Augenblicke versäumte er jedoch nicht, Agnes allein zu sprechen. Sie wollte aus dem großen Zimmer eine Zeitung holen, um etwas nachzusehen, wovon die Rede gewesen war; er ging hinter ihr her, wie um ihr suchen zu helfen.

„Warum haben Sie mir kein Zeichen gegeben?“ sagte er lebhaft, aber so leise, daß Frau von Bosmoreau und Julia ihn im Nebenzimmer nicht verstehen konnten.

„Ein Zeichen, wozu?“

„Damit ich gewußt hätte, daß Sie mir endlich den Beweis Ihrer Liebe geben wollten, um welchen ich Sie bat.“

Sie sah ihn an und zitterte.

„Haben Sie es denn nicht begriffen,“ fuhr er fort, „daß

ich meinen Vater nur kommen ließ, weil ich hoffte, Sie würden meinen Wunsch erfüllen. Sie haben ihn nicht erfüllt und so mußte ich meinen Vater unverrichteter Sache wieder ziehen lassen."

Er sprach dies in vorwurfsvollem und tiefschmerzlichem Tone und fuhr dann noch sanfter fort: „Doch Sie wissen, Agnes, daß mein Vater eine Reise nicht scheut, ich habe ihn früher schon oft herbeigerufen — natürlich aus andern Gründen — geben Sie mir den Beweis Ihrer Liebe, sagen Sie das einzige Wort, das ich von Ihren Lippen hören möchte — und mein Vater ist wieder da."

Einen Augenblick zögerte sie, ein schwerer Kampf ging in ihr vor, ihr Atem ging schnell und ihr Blick irrte ratlos umher, endlich murmelte sie: „Kommen Sie heute abend!"

„Heute abend?"

„Ja, um Mitternacht, auf die Terrasse."

Derodes hatte allerdings noch ein Bedenken bei dem Stelldichein, er wußte nämlich nicht, ob Mondschein war und ob der Mond um zwölf Uhr schon aufgegangen sein würde. Ohne Mondschein wäre es ihm unmöglich gewesen, den Felsen hinaufzuklettern, was schon sehr schwer war, selbst wenn man genau sehen konnte, wo man hintreten mußte.

Nach Hause zurückgekehrt, sah er in seinem Kalender nach: Mondaufgang elf Uhr vierzehn Minuten, Untergang sieben Uhr vierzig Minuten. So war es gut. Um ein Viertel auf zwölf Uhr begann er seine „Bergfahrt". Der Mond war eben am klaren Himmel aufgegangen und wurde noch halb von einer Reihe entblätterter Bappeln verdeckt, die der Westwind hin und her bewegte. Diesmal wurde es ihm leichter den Felsen zu erklettern als das erste Mal, er kannte seinen Weg und brauchte nicht wieder umzukehren, wie es ihm damals, wenn er sich verstieg, hatte, passiert war.

Ein Viertel vor zwölf Uhr kam er auf der Terrasse an, die noch leer war. Er stellte sich in eine Ecke, die vor dem Winde und dem Mondschein geschützt war, und wartete. Es schlug zwölf Uhr. Er horchte und hörte nichts als das Rauschen des Flusses und das Brausen des Windes. Einige Minuten verstrichen — da ging leise eine Thür, und im Mondscheine erblickte er Agnes, welche gesenkten Hauptes auf ihn zukam.

„Da bin ich," sagte sie, „glaubten Sie, daß ich ausbleiben würde?"

„Nein,“ erwiderte er einfach, verbesserte sich aber sogleich, damit dies Geständnis nicht verriete, wie sehr er sich seiner Macht über sie bewußt war, „ich glaube Ihnen; ich bin zuerst gekommen, weil mir der Weg heute leichter wurde.“

Der Wind blies heftiger.

„Brrr . . . warm ist mir gerade auch nicht,“ sagte er, indem er seine Zoppe zuknöpfte.

„Nehmen Sie mein Tuch um den Hals,“ entgegnete sie und streifte es von ihren Schultern, um es ihm zu geben.

„Nein, Sie würden frieren, während ich warm hätte; es ist besser, wir gehen in den Salon.“

„Das geht doch nicht!“

„Geben Sie mir die Hand und führen Sie mich, damit ich kein Geräusch mache.“

Sie blieb stehen und schwieg.

„Nun,“ sagte er, „wollen Sie vielleicht, daß ich mich erkälte? ich habe scharf klettern müssen und heute nacht weht ein kalter Wind.“

Sie zögerte nicht mehr und sagte: „Kommen Sie!“

„Aber die Hand müssen Sie mir geben, ich kann mich nicht allein zurecht finden und würde alle Möbel im Hause umwerfen; wenn Sie mich dagegen führen, mache ich sicher keinen Lärm.“

Sie reichte ihm die Hand, welche er ergriff und sanft drückte. „Gehen Sie voran, ich folge Ihnen,“ sagte er dann.

In der stillen Nacht hallten ihre Schritte, trotzdem sie möglichst vorsichtig gingen, doch ziemlich hörbar unter dem Gewölbe der Vorhalle wieder.

„Halt!“ murmelte Derodes.

Es wurde so still, daß sie ihren Atem hören konnten. Agnes' Pulse schlugen in fieberhafter Erregung und ihre Hand zitterte in der brennend heißen des Lieutenants.

„Jetzt weiter!“ sagte er.

Trotz der Finsternis fand sie ihren Weg ziemlich sicher, sie kamen an eine Wand, Agnes tappte ein wenig bis sie die Thür fand, die sie geräuschlos öffnete, dann traten sie in den Salon.

„Die Thür muß wieder geschlossen werden,“ sagte Derodes.

Sie gehorchte.

„Wir wollen nicht stehen bleiben,“ fuhr er fort, „Sie zittern ja von Kopf bis zu Fuß, wir wollen uns hinsetzen.“

Sie mich nicht von der Stelle. Nun versuchte er, sich zurechtzufinden, was ihm auch bei dem matten Scheine, der durch die Ritzen der Läden drang, gelang. Er wußte, daß der Ramin links von ihm war, wenn er also die Hand ausstreckte, mußte er einen Stuhl zu fassen bekommen.

Er zwang sie, sich zu setzen, und sie ließ es geschehen. Sie merkte, daß er vor ihr niederkniete: er ergriff ihre beiden Hände und sie zog sie nicht zurück, weil sie keinen Willen, keine Kraft mehr besaß. Es war ihr, als träumte sie: sie fühlte sich glücklich und doch wurde sie von einer namenlosen Angst gepeinigt. Ihr Herz wurde von den widerstreitendsten Empfindungen bestürmt, die sie außer sich brachten, bald war es ihr, als schwebte sie im Himmel, bald meinte sie, daß die Hölle sie umgarne.

„Warum sind wir nun nicht an jenem Abend vor zehn Tagen hierher gegangen, warum schickten Sie mich damals fort?“ sagte er. „Wäre es nicht viel schöner gewesen, wenn Sie meiner Bitte willfahrt hätten, da Sie mich ja doch einmal lieben, anstatt daß sie sich hinter Kofetterien versteckten?“

„Hinter Kofetterien?“

„Nun, was war es denn sonst, da Sie mir heute Ihr Geständnis abgelegt haben, da Sie zum Rendezvous gekommen sind! Hatte dies Geständnis denn etwas so Schreckliches für Sie? Haben Sie sich denn nicht vorstellen können, wie es mich schmerzen mußte, daß Sie mir das eine Wort nicht sagen wollten, um das ich Sie bat? Warum wollen Sie es nicht sagen? Welch Mißtrauen, welch ein häßlicher Gedanke beunruhigte Sie?“

„Was haben Sie gedacht? Wie konnten Sie glauben, daß ich schlecht von Ihnen dächte?“

„Wie ich das glauben konnte? Oh! welch herbes Leid haben Sie mir gethan, welche Qualen habe ich gefühlt, als Sie sich von mir abwandten. Ich nahte voll Glück, voll Hoffnung, ich fühlte mich so selig, wie ich es niemals gewesen war, höchstes Vertrauen, felsenfeste Zuversicht erfüllte mich, ich war ganz hingerissen von meiner Liebe und ich fand Sie . . . nun, wie Sie damals waren. Schweigen wir davon. Daß du heute gekommen bist, hat alles wieder gut gemacht. Die letzten zehn Tage sind für uns nicht gewesen: laß uns fortfahren, wo wir damals stehen geblieben sind, und sage es endlich, das Wort, was du nicht sagen wolltest, sage es! Ist es denn so entsetzlich schwer, das zu bekennen, was in

deinem Herzen lebt und glüht, ist es so schwer, das Wort auszusprechen, das deine Lippen verbrennt, das eine Wort: „Ich liebe dich!“?“

Sie schwieg, aber ihr Herz pochte zum Zerspringen.

„So versuche es doch, sprich.“

Ein leichter Hauch fächelte seine Stirne und leise flüsterte sie, kaum vernehmbar: „Ich liebe dich.“



Einunddreißigstes Kapitel.

Obwohl Derodes mit dem Gelde für das Fest, welches er natürlich nicht gegeben hatte, seinem Juden den Mund gestopft hatte, wie ja seine Absicht gewesen war, war dieser doch noch nicht mit dem zufrieden, was er bekommen hatte, und so fand ihn denn Derodes bei der Rückkehr vom Frühstück, wie er in seinem Vorzimmer saß und auf ihn wartete.

„Was! Sie hier in La Feuillade, Herr Caffié?“

Caffié stand auf, streckte seine lange, krumme Gestalt und sagte: „Mein Gott ja, Sie beantworten meine Briefe nicht, da muß ich mir persönlich von Ihnen Nachricht holen.“

„Wissen Sie, das viele Schreiben paßt mir gar nicht.“

„Wohl ebensowenig wie das viele Bezahlen?“

„Das ist jedenfalls ein ungerechtfertigter Vorwurf,“ sagte Derodes lachend, „denken Sie nur einmal nach, was ich Ihnen alles bezahlt habe seit ich das — Vergnügen Ihrer Bekanntschaft genieße.“

„Denken nun aber auch Sie einmal nach, was Sie mir noch schuldig sind.“

„Nein, ich danke schön.“

„Nun, eines Tages müssen Sie es doch thun, und dieser Tag ist heute gekommen.“

Caffié nahm ein Stück Papier aus seiner Tasche und zog selbst das Facit, welches Derodes sich nicht zu machen getraute: hundertzweiundvierzigtausendfünfhundertundsechzig Franken.

„Wenn Sie fünfhundertundsechzig Franken haben wollen,“ sagte Derodes in spöttischem Tone, „so ist es schön, mehr habe ich augenblicklich nicht.“

„Herr Derodes,“ erwiderte Cassié, ohne im mindesten ärgerlich zu werden, „lassen Sie uns einmal ernsthaft miteinander reden und nicht unnütze Worte machen, wie wir es beide bislang gethan haben. Ich will die hundertzweiundvierzigtausendfünfhundertundsechzig Franken ja gar nicht heute haben.“

„Ebenso liebenswürdig wie praktisch, Herr Cassié.“

„Ich bin heute nur gekommen, um unsre Verhältnisse dergestalt zu ordnen, daß Sie an den Terminen, die wir jetzt verabreden wollen, pünktlich bezahlen können. Denn Sie wollen doch nicht, daß ich mich an Ihren Herrn Vater wende?“

„Er würde Sie auch gar nicht bezahlen!“

„Er würde mich wohl bezahlen, weil die Schulden eines Offiziers seiner Beförderung im Wege stehen und Ihr Herr Vater viel mit Ihnen vor hat; ich glaube nur, daß er sehr wütend sein würde, wenn er bezahlen sollte, und daß Sie zu guter Letzt seine höchste Ungnade auf sich ziehen würden — und das möchte ich gern vermeiden.“

Da es sich nur um das Ordnen seiner Schuldverhältnisse handelte, machte sich Derodes die Mühe nicht, darüber weiter mit Cassié zu streiten. Was lag ihm auch daran? Er hatte in seinem Leben schon so viel Verabredungen derart unterzeichnet, die er niemals gehalten hatte. So sträubte er sich denn auch nicht weiter gegen seine Vorschläge, als es nötig war, um in dem Juden den Glauben zu erwecken, daß es ihm mit seinen Versprechungen ernst wäre. Uebrigens hatte er Cassié niemals so zugänglich gefunden.

„Wissen Sie, mein lieber Herr, ich will ja nur eine feste Verabredung mit Ihnen treffen, werde Ihnen aber dabei alle nur möglichen Zugeständnisse machen.“

Und das that er so gut, daß sie den Vergleich als Freunde zu Ende brachten. Der sonst so umständliche und mürrische Cassié zeigte sich plötzlich als der liebenswürdigste Geschäftsmann. An Stelle des Bucherers kam wieder der Beamte zu Tage, der er früher gewesen war, bis ihn unglückliche Verhältnisse und ihm übelgesinnte Vorgesetzte seines Amtes entsezt hatten. „Nun überlegen Sie einmal, Herr Derodes, was ich jetzt wohl noch für Sie thun könnte,“ sagte er, als sie fertig waren. Derodes sah ihn mit seinem gewöhnlichen höhnischen Lächeln an.

„Sie wollen mich wohl hereinlegen?“

„Aber mein liebster Herr!“

„Daß Sie an mich Forderungen stellen ist ganz natürlich, wenn Sie mir aber was anbieten, muß ich auf meiner Hut sein.“

„Ich möchte nun Ihnen oder einem Ihrer Freunde gerne behülflich und zur Hand sein.“

Derodes würdigte ihn keiner Antwort.

„Haben Sie denn nicht vielleicht einen Freund, der Geld nötig hätte?“

„Zum Teufel nein!“

„Nun, nun, es wird sich doch in Ihrem Regiment irgend ein armer Offizier finden, dessen jetzige Lage und zukünftige Aussichten der Mühe wert sind, daß man sich an ihn heran macht.“

„Davon weiß ich nichts.“

„Kennen Sie denn keine armen Offiziere, die irgend welche Aussicht auf gutes Avancement haben?“

„Eine ganze Anmenge.“

„Nun! Also —“

„Wollen Sie sie vielleicht mit Zuschuß versehen?“

„Ich möchte es wohl, kann es aber leider nicht, das einzige, was ich thun könnte, d. h. natürlich, wenn Sie es wünschen, würde sein, daß ich einem solchen Offizier eine ordentliche Summe Geldes liehe, die ihn aus der Verlegenheit zu ziehen vermöchte. Meine Kunden bestehen nicht nur aus Leuten, die Geld leihen, sondern auch aus solchen, die ihr Geld so anlegen wollen, daß es ihnen viel Zinsen einbringt, und obwohl die Zahl der ersteren die der letzteren bei weitem übersteigt, so würde ich doch in der Lage sein, einem Herrn, den Sie mir nennen wollten, unter die Arme zu greifen.“

„Ich kann Ihnen aber keinen nennen,“ sagte Derodes brummig. Cassie ließ sich aber nicht abschrecken.

„Verstehen Sie mich doch recht, ich verlange ja Ihre Bürgschaft für den Herrn gar nicht, Sie brauchen mir nur zu sagen: Der und der Offizier ist mit seinen Finanzen nicht ganz in Ordnung, wird es in seiner Carriere aber noch weit bringen, dann verpflichten Sie sich durchaus nicht; Ihren Namen nenne ich nur, wenn Sie es wünschen, sonst kann ich mich direkt mit ihm in Verbindung setzen; er wird dann gar nicht wissen, daß Sie ihm diesen Dienst geleistet haben, ausgenommen, wenn Sie es ihm später selbst einmal sagen.“

Derodes lag nicht gerade viel daran, seinen Kameraden Gefälligkeiten zu erweisen, doch wurde jetzt so oft von der schlimmen Lage Drapiers gesprochen, daß ihm sein Name unwillkürlich über die Lippen kam.

„Lieutenant Drapier ist in etwas schwierigen Verhältnissen.“

„Ich gehe sofort zu ihm, wenn Sie mir seine Adresse geben wollen.“

„Ich glaube, seine arme kleine Frau würde Sie mit offenen Armen empfangen.“

„Wie, er ist verheiratet?“

„Jawohl.“

„Aber das ist durchaus nicht mein Fall,“ rief Cassié.

„So sind Sie nicht einer von denen, die dem Manne Gefälligkeiten erweisen, um seiner Frau zu gefallen?!“

Der Gedanke, daß Cassié, der schiefe, krumme Cassié, einer Frau zu gefallen suchte, war so komisch, daß Derodes laut lachen mußte.

Währenddem hatte sich Cassié von seiner Enttäuschung wieder erholt und sagte: „Sie wissen besser als ich, mein werter Herr, daß ein verheirateter Offizier keine große Zukunft hat; wenn er nicht schon durch seine Heirat fein heraus ist, hat er fernerhin nichts mehr zu erwarten, nicht wahr?“

Derodes antwortete nicht.

„Lassen wir also Herrn Drapier aus dem Spiele und weisen Sie mir einen andern nach,“ sagte Cassié.

„Ich kann Ihnen aber keinen andern nachweisen!“ antwortete Derodes gelangweilt.

„Nun, wenn nicht um feinetwillen, so doch um meinetwillen.“

„Sie wollen mich wohl als Ihren Mäkler verwenden?“

„Oh, Gott bewahre, bester Herr, ich will Ihnen allerdings ganz offen gestehen, daß es mir sehr angenehm sein würde, wenn ich bei meiner Durchreise durch La Feuillade, wo ich nur Ihrethalben hingekommen bin, ein kleines Geschäftchen machen könnte, und bitte Sie deshalb, mir dazu zu verhelfen.“

„Mich hat aber kein Mensch gebeten, mich nach einem Geldverleiher für ihn umzusehen.“

„Darüber machen Sie sich keine Gedanken; ich bin nicht so dumm, daß ich dem Herrn geradewegs sagen würde, daß Sie mich schickten.“

„Ich weiß, daß Sie nicht dumm sind und daß den geraden Weg zu gehen nicht in Ihrer Natur liegt.“

„Mein bester Herr, jeder schlägt den Weg ein, den er gehen kann; in diesem Falle würde ich so handeln und dergleichen zu Werke gehen, daß keiner merken soll, daß Sie die Hand im Spiele haben; nennen Sie mir nur einige wenig begüterte Offiziere, denen Sie mehr oder minder gute Aussichten zuerkennen müssen, mehr verlange ich gar nicht. Das können Sie mir doch nicht abschlagen!“

Derodes befand sich in einem Zustande der Gereiztheit, wie ihn zuweilen lästige aufdringliche Bettler hervorrufen.

„Aber was für Offiziere wollen Sie denn haben, junge oder alte?“

„Junge, nur junge Lieutenants oder Hauptleute!“

„Da sind die Lieutenants Bonnet, Guitteau und Renaud, die nicht sehr begütert sind, wie Sie sagen.“

„Und welcher von den dreien scheint die besten Aussichten zu haben?“

„Unbestreitbar Bonnet!“

„Und Herr Bonnet ist doch nicht auch verheiratet?“

„Nein, gewiß nicht; aber ich glaube, daß er sich recht gern verheiraten würde, wenn sich seine pekuniäre Lage verbesserte.“

„Das ist mein Mann!“ entfuhr es Cassié, er verbesserte sich aber sofort und setzte hinzu: „Das ist mein Mann, weil er Aussichten hat; Sie werden es begreiflich finden, daß ich das Geld meiner Kunden nicht in Gefahr bringen darf; wenn wir jetzt durch ein höchst gelegenes Darlehen Herrn Bonnet aus seiner schwierigen Lage ziehen, so kann er sich vielleicht bald gut verheiraten und wird uns dann unser Geld wiedergeben.“

Cassié hatte sein Taschenbuch geöffnet und Bonnets Namen aufgeschrieben, dann fragte er: „Und ist er von guter Familie?“

„Er stammt von Bauern ab, sein Vater ist Müller.“

„Das macht nichts, wenn es nur eine ordentliche Familie ist, das genügt mir.“

Cassié sagte sein „das macht nichts“, als wenn er sich im Gegenteil darüber freute.

„Und wissen Sie, wo er zu Hause ist?“ fragte er dann.

„In der Vendée.“

„Wissen Sie nicht, wie der Name seines Geburtsortes ist?“

„Saint-Martin du Mont, glaube ich, oder etwas derart.“

„Hat er Brüder oder Schwestern?“

„Da fragen Sie mich zu viel; wie in aller Welt soll ich das wissen? Ich kenne Herrn Bonnets Familienverhältnisse nicht.“

Jetzt brach Derodes die Unterhaltung ab. Cassié wurde ihm nachgerade aufs höchste langweilig, und er würde ihn schon lange verabschiedet haben, wenn er sich nicht mit ihm hätte in acht nehmen müssen, weil er ihn nach Belieben mit seinen Schulden drücken konnte. Wie gierig war er aufs Geschäftemachen! Er wollte nicht nach La Feuillade kommen, ohne neue Verbindungen anzuknüpfen. Der liebe Cassié war wirklich der rechte Jude, den nichts abschreckte. Nun, Bonnet würde sich freuen, und dieser Gedanke brachte ein Lächeln auf Derodes Lippen, weil er seinen Kameraden durchaus nicht liebte; es mußte sich wirklich sehr komisch ausnehmen, wenn der unbeugsame Bonnet mit dem süßlichen, kriechenden Cassié aneinander käme.

Im Hinblick auf diese künftigen Eventualitäten wollte Derodes aber seine Vorsichtsmaßregeln treffen.

„Sagen Sie Herrn Bonnet vor allen Dingen niemals, daß ich mit Ihnen über ihn gesprochen habe.“

„Seien Sie unbesorgt.“

„Er ist stolz und möchte es mir übel nehmen, daß ich mich ungebeten in seine Angelegenheiten gemischt habe.“

„Ich kann ja auch unsre Bekanntschaft vollständig verleugnen, wenn Sie es wünschen.“

„Ob man weiß, daß Sie mich kennen, ist mir einerlei; ich will nur nicht, daß Sie von mir sprechen.“

„Seien Sie nur ganz ruhig; ich werde schon Mittel und Wege finden, um mich mit Herrn Bonnet in Beziehung zu setzen.“

„Das genügt! Die Mittel, die Sie anwenden wollen, will ich übrigens gar nicht wissen. Auf Wiedersehen, Herr Cassié!“

„Bevor ich Abschied nehme, gestatten Sie wohl, daß ich Ihnen meinen herzlichsten Dank sage.“

„Das ist durchaus nicht nötig.“

„O doch, bester Herr, gewiß ist es nötig.“

Obwohl Derodes nichts von den Mitteln wissen wollte,

mit deren Hilfe Cassié Bonnet ein Darlehen anbieten würde, um das er sich gar nicht bemüht hatte, so konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen, den alten Filz auszufragen, als er ihm zwei Tage nach dieser Unterhaltung auf der Promenade begegnete, wo er spazieren ging, als ob er ein Fremder wäre, der sich eine Provinzstadt ansehen will und die Hände auf dem Rücken mit möglichst kleinen Schritten, um die Zeit nur totzuschlagen, bald hierhin, bald dorthin bummelt.

„Wie,“ redete er ihn an, „Sie sind noch in La Feuillade, Herr Cassié?“

„Ich habe den betreffenden jungen Herrn noch nicht gesehen; bevor ich mich zu ihm begeben, habe ich noch Nachrichten über seine Familie einziehen wollen, denn im Falle, daß er irgend welches Eigentum besitzt, wird das für mein Darlehen als Bürgschaft in Betracht kommen; ich habe deshalb nach Saint-Martin du Mont geschrieben und denke, daß ich heute abend oder spätestens morgen früh Nachricht bekomme.“

„Dann wünsche ich Ihnen viel Glück!“

„Und ich sage Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank.“

Zweiunddreißigstes Kapitel.

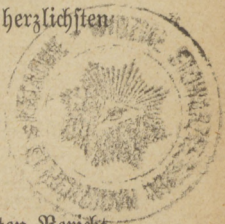
Am folgenden Tage hatte Cassié den verlangten Bericht von Saint-Martin du Mont erhalten und begab sich nun zu Bonnet, der gerade an seiner Uebersetzung arbeitete.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Lieutenant Bonnet zu sprechen?“ sagte Cassié mit außerordentlicher Höflichkeit.

„Samohl!“

Cassié zog einen Bogen Papier aus der Tasche, setzte einen Kneifer auf die Nase und las: „Sie heißen doch wohl Henri Bonnet und sind doch der Sohn der Frau Rosalie Johanne Meillon, der verstorbenen Gattin des Herrn Louis Victor Bonnet, der augenblicklich Müller in Saint-Martin du Mont ist?“

„Aber mein Herr,“ unterbrach ihn Bonnet, „bevor Sie mich so ausfragen, könnten Sie mir doch wohl sagen, wer Sie sind und zu welchem Zwecke Sie zu mir kommen!“



„Mein Name — bitte hier,“ sagte Cassie und reichte Bonnet seine Visitenkarte. „Da wissen Sie zugleich, womit ich mich beschäftige und wo ich wohne. Was den Zweck meines Besuches betrifft, so sollen Sie ihn, wenn Sie es wünschen, sofort kennen lernen. Im übrigen seien Sie versichert, daß ich nur Ihr Interesse im Auge habe.“ Er fing dann wieder an zu lesen: „Ihre Frau Mutter hatte nur einen einzigen Bruder, Seine Hohehrwürden Johann Hyacinthe Meillon, den verstorbenen Pfarrer von Neuville. Nicht wahr?“

„Jawohl.“

„Und Sie, mein Herr, sind auch der einzige Sohn aus der Ehe Ihres Vaters mit Ihrer Mutter?“

„Ich hatte noch einen Bruder und eine Schwester, sie sind aber beide in frühesten Jugend gestorben.“

„Sie sind demnach der einzige Erbe Ihrer Mutter und Ihres Onkels?“

„Soviel mir bekannt ist.“

„Na ja, Sie sind es sicherlich! Und nun passen Sie auf, dieser Umstand wird Sie wahrscheinlich in den Besitz einer — großen Erbschaft setzen.“

Bis dahin hatte Bonnet alle diese Fragen mit sichtlich Ungeduld entgegengenommen. Doch bei den Worten „einer großen Erbschaft“ veränderte sich sein Gesichtsausdruck und seine ganze Haltung.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte er zu Cassie, den er bis dahin hatte stehen lassen, um den Lästigen desto rascher los zu werden. Jetzt sah er in dem Biedermann, welchen man wohl nach dem ersten Blick für einen alten Schwindler halten konnte, keinen Lästigen mehr: man mag noch so wenig geldgierig sein, sobald von einer großen Erbschaft gesprochen wird, hört man mit Spannung und Aufregung zu, — erben hieß doch so viel, als Julius Gatte werden.

„Haben Sie zuweilen von Ihrer Frau Mutter oder von Ihrem Herrn Onkel über einen gewissen Meillon (Hyacinthe Johann) sprechen hören?“ begann Cassie, „er hatte dieselben Vornamen wie Ihr Onkel, achten Sie wohl darauf, nur in umgekehrter Reihenfolge, und wanderte am Ende des letzten Jahrhunderts nach Florida aus. Wissen Sie nichts davon?“

„Nein, durchaus nichts!“

„Dies setzt mich keineswegs in Erstaunen, denn dieser Meillon (Hyacinthe Johann) war ein verkommenes Subjekt,

in seiner Jugend wenigstens, und in der Familie spricht man — nebenbei bemerkt — nicht gern von solch verkommenen Subjekten. Nicht wahr?"

Da Cassie innehielt, mußte Bonnet eine bejahende Bewegung machen, damit er nur fortfuhr.

"Dieser Meillon, der in Frankreich ein verkommenes Subjekt gewesen war, wurde in Amerika ein geschickter und kühner Abenteurer und arbeitete sich ein schönes Vermögen zusammen.

"Bei seinem Ableben hinterließ er nur ein Kind, eine Tochter, die selbst starb, ohne ein Testament hinterlassen zu haben, und ohne daß Kinder oder sonstige Erben bekannt gewesen wären. So war die Erbschaft ohne Herrn. Es ist nun mein Beruf, mich mit solchen herrenlosen Erbschaften abzugeben und für eine kleine Belohnung, nämlich ein Prozent, die Erben auszukundschaften, die diese Erbschaften antreten können, von deren Existenz sie ohne meine Vermittelung niemals etwas erfahren haben würden.

"So habe ich mich denn auch mit dieser Meillonschen Hinterlassenschaft beschäftigt und nach den Erben geforscht, die ihr Anrecht auf dieselbe geltend machen könnten. Die Ermittlungen waren langwierig und schwierig: alles, was ich von Meillon (Hyacinthe Johann) wußte, war, daß er mit einem Schiff von La Rochelle nach Amerika gegangen war; wie Sie sehen, eine sehr unbestimmte Angabe. Aber sie genügte doch, mir auf die Spur Johann Hyacinthe Meillons zu helfen, nachdem ich lange Nachforschungen angestellt hatte, die Sie gewiß interessieren werden und die ich Ihnen bei gelegener Zeit näher erzählen will. Wie gesagt, ich kam auf die Spur Ihres verstorbenen Onkels und auf die Rosalia Johanna Meillons, verehelichten Bonnet, das heißt, auf die Ihre. Und deshalb sehen Sie mich hier."

Bonnet hatte diese Erzählung angehört, ohne auch nur einen Augenblick an der vollen Wahrheit derselben zu zweifeln. Warum sollte sie auch nicht wahr sein, was für ein Interesse sollte der alte brave Mann daran haben? Die Verkündigung eines Vermögens läßt den Glücklichen weder zum Zweifel noch zur Ungläubigkeit, noch zum Mißtrauen hinneigen. So hatte sich denn auch in seinen Augen der lästige alte Schwindler in einen guten alten Kerl verwandelt.

Wenn aber noch irgend welche Zweifel ihn bestürmt hätten, so hätte sie Cassie sofort durch die Worte entkräftet,

die er jetzt an ihn richtete: „Wollen Sie die Güte haben, zu gestatten, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, daß ich bei dieser ganzen Sache mit vollkommener Ehrlichkeit ohne irgend welche Pfiffe und Kniffe und ohne mir irgend welche kleine Hinterpförtchen aufzulassen, zu Werke gegangen bin, wie es sich ja auch von selbst verstand, da ich eben die Ehre hatte, mit einem französischen Offizier in Geschäftsverbindung zu treten.“

Da stellte es sich doch heraus, daß der alte brave Kerl zugleich auch ein grundehrlicher Mann war. Bonnet gab ihm seine Zustimmung durch einen Gruß zu erkennen.

„Wenn ich mit irgend einem beliebigen Menschen zu thun gehabt hätte, würde ich ihm meine Ermittlungen nicht so ohne weiteres mitgeteilt und die Sache viel vorsichtiger eingefädelt haben, wie es meine Kollegen zu thun pflegen und wie es bei mir gewöhnlich auch Brauch ist, denn in vielen Fällen denken die Erben, sobald sie in den Besitz ihrer Erbschaft gelangt sind, nur daran, wie sie den Vermittler, der ihnen doch dieses unerwartete Vermögen zugewandt hat, um seine wohlverdiente Belohnung bringen können. Einem französischen Offizier gegenüber hätte in dieser Vorsicht eine Beleidigung gelegen.“

Cassie verbeugte sich tief und fuhr dann fort: „Sie werden es deshalb nicht unverschämt finden, wenn wir jetzt von dieser Belohnung sprechen und die Höhe derselben festsetzen.“

„Das ist Ihnen durchaus nicht zu verargen.“

„Nun dann lassen Sie uns, wenn es Ihnen paßt, einen kleinen Kontrakt unterzeichnen, den ich für diesen Fall im voraus aufgesetzt habe.“

Und Cassie legte Bonnet den kleinen Kontrakt vor, welcher dem Agenten eine Summe von acht Prozent von dem Betrage der zu erwartenden Erbschaft für seine Mühewaltung, seine Reisen und Diäten sicherte.

„Die Auslagen sind schon sehr groß gewesen und die Reisen sehr langwierig und beschwerlich.“

„Aber wie viel beträgt denn diese Erbschaft?“ unterbrach ihn Bonnet ungeduldig.

„Mehr als drei Millionen.“

Bonnet war starr.

„Leider,“ fuhr Cassie fort, „werden wir meiner Ansicht nach nur zwei Millionen oder eine Million und fünfmalhundert-

tausend Franken bekommen können, da man uns Schwierigkeiten machen wird und die Besitzeinweisung sich verzögern kann."

"Was nennen Sie, sich verzögern?" fragte Bonnet, der die eine Million und fünfmalhunderttausend Franken schon auf seinem Tische aufgezählt liegen sah.

"Einige Monate, vielleicht auch ein Jahr. Sie wissen ja, wie langsam solche Sachen im Auslande betrieben werden. Und dann muß ich Ihnen auch noch bemerken, daß ich noch nicht im Besitz sämtlicher Schriftstücke bin, welche Ihr alleiniges Anrecht an die Erbschaft beweisen."

Bei jedem Worte, welches er sprach, beobachtete Cassio die Wirkung desselben auf Bonnets Gesicht; bei seinen letzten Worten bemerkte er, daß der Lieutenant plötzlich ganz enttäuscht aussah.

"Seien Sie versichert, bester Herr, daß ich nichts versäumen werde, um die Eigentumsübertragung des Nachlasses an Sie zu beschleunigen, denn ich bin daran ebenso interessiert wie Sie, vielleicht noch mehr als Sie, denn Sie sind jung und ich bin schon alt."

Da Bonnet ihm doch unmöglich sagen konnte, daß er die Erbschaft so rasch wie möglich anzutreten wünschte, gerade weil er jung und dazu verliebt war, so sagte er nichts.

"Es ist ja gewiß sehr bedauernswert," fuhr Cassio fort, "daß Sie nicht sofort die freie Verfügung über dies Vermögen haben, aber es ist ja nur aufgeschoben, wie ich Ihnen schon gesagt habe; ich bin nicht hergekommen, um Ihnen mit trügerischen Hoffnungen zu schmeicheln, oder um Ihnen zu sagen, daß ich von Ihrem Anrecht vollständig überzeugt bin. Nein, ich stelle Ihnen sofort jede Summe zur Verfügung, die Sie für dringende Bedürfnisse nötig haben sollten."

Er nahm wieder sein biederer Wesen an und sagte in gutmütigstem Tone: "Es wäre doch wirklich grausam, wenn Sie wegen einiger kleinen Schulden noch in Not bleiben sollten, während Ihnen, bevor ein Jahr vergeht, ein großes schönes Vermögen zu Gebote steht, dessen rechtlicher Eigentümer Sie jetzt schon sind. Ich kenne das, nicht nur in Oesterreich beklagt sich das Militär über die knappe Gage."

"Ich habe keine Schulden."

"Nun bester Herr, dann müssen Sie welche machen, es ist sehr nett, keine Schulden zu haben, solange man

arm ist, sobald man dagegen reich ist, würde es geradezu einfältig sein."

Damit öffnete Cassie seine Briestafche, zog einige Bankbillets heraus und legte sie auf den Tisch, indem er sie etwas mit den Fingern zerknitterte, als ob er beabsichtigte, daß die Versuchung Bonnets Herz sowohl durch den Sinn des Gesichts als des Gehörs bestürme.

"Wie viel glauben Sie wohl nötig zu haben?" fragte er dann.

"Nichts, ich danke Ihnen."

"Aber bester Herr, machen Sie doch keine Umstände mit mir, wenn ich bitten darf; dieses Geld gehört Ihnen; ich mache Ihnen damit nur eine kleine Abschlagszahlung, die ich später zurückbehalten werde, und dieses später kommt vielleicht sehr bald; ich sagte Ihnen ja allerdings, daß die Eigentumsübertragung nicht vor einigen Monaten oder vor einem Jahre vor sich gehen würde, aber ich habe dabei aus Vorsicht etwas übertrieben, damit Sie mir nicht Vorwürfe machten, daß ich Sie getäuscht hätte;" und von neuem zerknitterte er die Bankbillets.

Aber es war vergebens, Bonnet ließ sich nicht verführen. Er glaubte allerdings ganz fest an diese seine Erbschaft und an Cassies Ehrlichkeit; aber das Vermögen, das ihm so unverhofft in den Schoß fiel, bethörte ihn nicht in dem Maße, daß er seine Furcht und seine Angst vor den Schulden vergessen hätte. In einigen Monaten, vielleicht auch erst in einem Jahre würde ihm dies Vermögen wirklich zu Gebote stehen; bis dahin wollte er schon warten.

Vergebens entfaltete Cassie seine ganze Beredsamkeit, Bonnet lehnte sein wiederholtes Anerbieten unentwegt ab.

"Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen vorstelle, werter Herr, daß dies gar nicht vernünftig ist: an Ihrer Stelle würde ich mich jetzt allmählich an das Vermögen gewöhnen, damit ich nicht so unvermittelt von der Not in den Ueberfluß käme."

"Ich werde mich schon in Gedanken daran gewöhnen."

"Das ist wenigstens ein vernünftiges, gutes Wort: sehen Sie mal, ich habe schon viele junge Herren kennen gelernt, die durch den Tod ihrer Eltern, welche ihnen bis dahin den Brotkorb sehr hoch gehängt hatten, plötzlich zu größtem Reichtum kamen, und die haben sich alle ruiniert."

"Ich glaube nicht, daß es mit mir so gehen würde."

„Das beste Mittel, um dieser Gefahr zu entgehen, ist, wie Sie selbst sagten, daß man sich in Gedanken an das Vermögen gewöhnt, sich einen neuen Lebensplan aufsetzt, und darüber nachdenkt, was man mit dem vielen Gelde alles anfangen will und was für köstliche Genüsse man sich dadurch verschaffen möchte. Doch es schickt sich ja gar nicht für mich, Ihnen gute Ratschläge zu geben, bester Herr, aber ich hoffe, Sie werden aus meinen Worten nur ersehen, wie sehr ich Sie achte und hochschätze: ich hätte nie gedacht, daß man sich einem solchen Vermögen gegenüber so beherrschen könnte.“

Cassie mußte die Scheine, die er aus seiner Briestasche genommen hatte, unweigerlich wieder einstecken. Er that dies sichtlich mit großem Bedauern, indem er dabei Bonnet auseinandersetzte, wie er es anfangen würde, um sich die letzten noch notwendigen Schriftstücke zu verschaffen: er würde keinen Tag, keine Stunde verlieren und jedesmal, sobald er eine neue Wirkung erzielt, oder auf eine Schwierigkeit gestoßen wäre — Schwierigkeiten würden jedoch nicht zu fürchten sein — ein Brieflein an ihn absenden; Bonnet könne auf seine Pünktlichkeit rechnen.

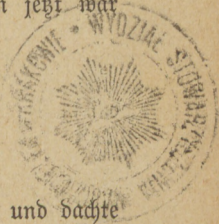
Vor Cassie war Bonnet noch Herr seiner selbst geblieben, sobald aber der alte Geschäftsmann die Thür hinter sich geschlossen hatte, überließ er sich ganz seiner unendlichen Freude.

Zwei Millionen! Eine Million und fünfmalhunderttausend Franken!

Er lief in seinem Zimmer hin und her, ohne zu wissen, was er that; plötzlich fielen seine Blicke auf das Heft, in welches er seine deutsche Uebersetzung eintrug, die ihm seit zehn Monaten so viel Mühe gemacht hatte; er nahm das Buch und schleuderte es gegen die Decke — jetzt brauchte er sich nicht mehr Hals über Kopf in eine ihn vollständig in Anspruch nehmende Arbeit zu stürzen, — denn jetzt war Julia die Seine!

Dreißunddreißigstes Kapitel.

Bonnet that, wie ihm Cassie geraten hatte, und dachte sich einen neuen Lebensplan aus, den er mit dem neuen Vermögen ausführen wollte.



Die beiden Hauptpunkte festzustellen, war sehr einfach: er blieb Offizier und wurde Julias Gatte.

Er liebte seinen Beruf zu sehr, als daß er ihn an dem Tage aufgegeben hätte, wo er ihn zum Lebensunterhalt nicht mehr nötig hatte; und er liebte Julia zu sehr, als daß es ihm auch nur einmal eingefallen wäre, daß er mit seinen zwei Millionen auch vielleicht eine reichere Frau als sie heiraten könnte; nein, war er einst zu arm für sie gewesen, so konnte er niemals zu reich für sie sein.

Doch mußte er nicht nur überlegen, was er später thun würde, wenn er seine Erbschaft angetreten hätte, er mußte sich auch entscheiden, was ihm jezt zu thun oblag: sollte er sich sofort Julia erklären, oder war es nicht besser, zu warten?

Zu warten! Ja, das war das Motto seines Lebens bis zu diesem Tage gewesen. Worauf hatte er nicht seit zehn langen Jahren gewartet, während er aus tausend Gründen sich nicht rührte und schwieg, während ihn so viel andre zum Handeln und Reden verführen wollten.

Mußte es diesmal wieder so gehen? Konnte er nicht, anstatt zu warten, Julia sofort alles sagen?

Als der erste Freudentaumel vorüber war, versuchte er diese Fragen mit ruhigem Blute zu untersuchen.

Viele Gründe rechtfertigten eine sofortige Mitteilung an Julia; einmal genügte er damit seinem Herzenswunsche, seiner Liebe, sodann machte er damit ein Ende mit dem kalten, linkischen und lächerlichen Verhalten, welches er seit so lange ihr gegenüber angenommen hatte; außerdem setzte er sich dann nicht mehr der Gefahr aus, daß Julia, die aus seinem Benehmen nicht klug werden konnte, eines schönen Tages Jactat oder einen andern zum Manne nahm; — ein einziger Grund war dagegen und hielt ihn vom Reden zurück; und dieser einzige Grund trug den Sieg davon.

So seltsam das Auftreten Cassies gewesen war, so überraschend ihm diese Erbschaft kam, ohne daß er jemals früher von diesem Meillon aus Florida gehört hatte, so setzte er doch durchaus keinen Zweifel in die Ehrlichkeit des Agenten und in das wirkliche Vorhandensein seiner Erbschaft. Er sah den Grund nicht ein, warum man ihn hätte täuschen wollen. Alle Tage, oder wenn auch nicht alle Tage, so doch zuweilen fielen solche wunderbare Erbschaften armen Leuten zu, die gar nicht daran dachten und drauf und dran waren, zu sterben, wie sie gelebt hatten, nämlich in der größten Armut.

Er hatte häufig von solchen Geschichten erzählen hören und war selbst einmal in der Eisenbahn mit einem Herrn zusammen gefahren, der sich nachher im Laufe des Gesprächs als ein solcher Erbschaftsagent entpuppte, der auf der Suche nach den Erben war. Deshalb erweckte sein Fall denn auch gar keinen Zweifel in ihm, wie es der Gewinn des großen Loses oder eine besonders gute Prämie der Obligationen der Stadt Paris auch nicht gethan hätte, wenn er nämlich Lose oder irgend welche Obligationen gehabt hätte; es war ja erstaunlich und wunderbar, aber es war doch möglich.

Das einzige, was ihn beunruhigte, war die Eigentumsübertragung dieser Erbschaft an ihn. „Wir werden auf Schwierigkeiten stoßen,“ da müßten sie vielleicht Prozesse anstrengen. Und wie lange mochten die dann dauern? Und wie mochten sie enden? Alle, selbst die besten Prozesse können verloren werden.

Konnte er unter diesen Umständen zu Julia gehen und offen zu ihr sprechen: „Ich liebe Sie, ich liebe Sie seit dem ersten Tage, an welchem ich nach La Feuillade kam; das Geständnis meiner Liebe, das Sie mir so oft von den Lippen ablesen konnten, habe ich deshalb bis zu diesem Tage verschoben, weil ich bis dahin ein armer Teufel war und keinen Heller besaß, so daß mein Stolz mir die Zunge band; jetzt aber habe ich zwei Millionen geerbt und darf Sie nun fragen, ob Sie mein Weib sein wollen?“ Was sollte er antworten, wenn Julias Notar bewies, daß diese zwei Millionen nur auf eine Hoffnung hinausliefen oder gar auf einen Prozeß, den zu gewinnen wenig Aussicht vorhanden war; dann war er verloren. Denn dann konnte man ihn verdächtigen, daß er mit trügerischen Hoffnungen spekuliert habe, dann konnte man glauben und sagen, daß er sehr wohl gewußt habe, daß der Prozeß verloren gehen würde, und daß er sich deshalb mit einem reichen Mädchen verheiratet habe, bevor das Urtheil gesprochen gewesen wäre.

Er durfte deshalb ebensowenig so sprechen, als ob er diese Millionen schon in der Tasche hätte, als er mit den paar Hunderttausend Franken renommieren durfte, die eines Tages der Anger seines Vaters wert sein würde; beide waren bis jetzt nur noch Luftschlösser. Wenn er sie aber nun nicht als ganz sicher hinstellen konnte, so daß er sie seinem Heiratsantrage zu Grunde legen durfte, so konnte er wenigstens mit Julia über die wahrscheinliche Zuwendung

dieser Reichtümer sprechen, und ihr dabei so leise zu verstehen geben, daß er an dem Tage, wo er der Eigentümer dieser Schätze würde, sich weiter erklären würde.

Nach der Aufführung von vier oder fünf Singspielen und einem Duzend Monologen, welche die Gesellschaft während der Wintermonate in Frau von Bosmoreaus Haus zusammengeführt hatten, war mit der schönen Jahreszeit Croquet und Lawn-tennis wieder in Aufnahme gekommen, trotzdem Esparbarinque behauptete, daß man im Sommer ebenso gut Komödie spielen könne, wie im Winter, und daß eine Aufführung im Kloster geradezu entzückend sein müßte. Zu den Spielen kamen noch immer die alten Getreuen: Derodes, Cholet, Bézin, Carrelet, Herr von Rosseline, der Unterpräfekt und seine Frau, von Zeit zu Zeit der Oberstlieutenant und die Baronin, welche jetzt sehr durch die Deklamationsstunden in Anspruch genommen war, die sie bei Béral nahm, und selten, sehr selten Drapier, der sich mit Derodes gezanft hatte; was Frau Drapier anbetraf, so war sie gar nicht mehr sichtbar, und ihr Mann entschuldigte sie damit, daß sie von ihrer kleinen Tochter zu Hause gehalten würde, außerdem abgespannt und sogar etwas leidend sei.

Durch den innigen Verkehr, der sich während dieses Winters zwischen den Herrschaften angebahnt hatte, herrschte in diesen gemeinschaftlichen Zusammenkünften ein andrer Ton als früher; sie waren sehr gemüthlich und ungezwungen geworden, denn man hatte es nicht mehr mit Eingeladenen, sondern mit Freunden zu thun.

Eine Zeitlang hatte man sich in La Feuillade gefragt, ob nicht Derodes Agnes, und Bonnet Julia heiraten würde, als dann aber noch immer nichts daraus wurde, hatte der unaufhörliche Klatsch einen andern Ton angeschlagen: war diese Vertraulichkeit zwischen Offizieren und jungen Mädchen nicht sehr seltsam, was mochte davon wohl kommen, wer würde der Bevorzugte sein? Niemals hörte man Frau Collas, die alles wußte und alles sagte, was sie wußte und was sie sich ausdachte, mit größerer Spannung zu; ja, manche Damen gingen besonders zu ihr hin, um sie darüber auszufragen.

Obwohl Bonnet sich immer einer gewissen Zurückhaltung gegen Julia befleißigte, so hatte dieser intime Verkehr ihre Umgangsformen doch von selbst weniger steif gemacht; deshalb konnte er ihr am Tage nach Caffiès Besuch, ohne daß

es weiter auffiel, sagen, ob er sie nicht einmal einen Augenblick allein sprechen könnte.

„Sehr gern! Dann lassen Sie uns ins Kloster gehen, denn das ist der rechte Ort für vertrauliche Mittheilungen.“

Sie sagte dies scheinbar ziemlich unbefangen, in Wirklichkeit war sie aber überrascht und selbst ein wenig erregt.

„Ich habe gestern einen merkwürdigen Besuch bekommen,“ sagte er, „und ich will Ihnen das Ergebnis desselben mittheilen, damit Sie mich später nicht der Geheimnißkrämerei zeihen können, wenn sich das jemals erfüllen sollte, was mir in Aussicht gestellt ist.“

„Und was ist Ihnen denn so Außerordentliches in Aussicht gestellt, ist es wenigstens etwas Gutes?“

„Oh, etwas sehr Gutes, etwas so wunderbar Gutes, daß es schier unwahrscheinlich ist; mein Leben würde dadurch eine vollständige Aenderung erfahren, so traurig und einsam es jetzt ist, ohne jeden andern Genuß, als den, der in der Erfüllung meiner Pflicht liegt, könnte es das glücklichste und das freudenreichste werden.“

„Weiter, schnell weiter,“ rief sie, denn während er langsam sprach und die Worte ordentlich suchte, als ob er fürchtete, durch den Gebrauch zu glänzender Ausdrücke weiter zu gehen, als er wollte, hatte sie Zeit zur Ueberlegung gehabt und war sich klar geworden, daß diese merkwürdige Geschichte nichts andres sein konnte, als eine Heirat oder eine Erbschaft — und das war für sie doch nicht einerlei.

Nun erzählte er ihr von der Erbschaft, wie es Cassie gethan hatte.

„Zwei Millionen!“ sagte sie. Sie sprach diese Worte durchaus nicht in freudigem Tone, und mit einer beinahe zu sichtbaren Unruhe fügte sie hinzu: „Zwei Millionen. Oh, das ist viel, das ist ein großes Vermögen.“

„Ein Vermögen, welches mich frei machen würde, wenn das alles wahr wäre . . .“

„Frei, von was? Von Ihrer Stellung als Soldat?“

„Ich werde meinen Beruf niemals aufgeben, wenn ich reich werden sollte, das würde ich für feige und verächtlich halten.“

„Aber dann, frei von was?“

Er zögerte einen Augenblick.

„Ich würde die Freiheit erhalten, mein Leben in solche Bahnen zu leiten, wo ich das Glück finden würde.“

„Und dazu haben Sie zwei Millionen nötig?“



„Nein, aber Unabhängigkeit und Gleichheit.“

„Eine Gleichheit von zwei Millionen?“

„Nein, von so viel nicht.“

Auf beiden Seiten waren die Worte fast unwillkürlich gefallen, und erst als sie darüber nachdachten, wurden sie sich der Bedeutung derselben bewußt.

„Welches Gewicht legen Sie dem Vermögen bei!“ begann sie wieder, „welchen Platz muß es in Ihrem Leben, in Ihren Entschlüssen und in Ihren Gedanken einnehmen!“

„Freuen Sie sich, mein gnädiges Fräulein, daß Sie reich sind und nicht wissen, nicht wissen können, wie es mit dem Stolz der Armen beschaffen ist; wie gedrückt und mutlos sie sind und wie linksich, ungeschickt, verlegen und schüchtern sie durch diesen Stolz, wenn auch nicht in ihren Gedanken . . . so doch wenigstens in ihren Worten werden.“

„Sie glauben mit Unrecht, daß ich nichts davon verstehe, jenes höchst edle Gefühl kann ich mir erklären und — bewundere ich sogar; an Ihrer Stelle würde ich, glaube ich, ebenso sein, wie Sie.“

„Nicht wahr!“

Es war fast ein Schrei der Erleichterung, als ob ihm vieles vergeben wäre, der in diesem „nicht wahr“ erklang; sie tadelte ihn also nicht, daß er bisher nicht gesprochen hatte; sie hätte an seiner Stelle gehandelt wie er. Die Furcht, die sich so oft seiner bemächtigt hatte, daß sie ihn nämlich lächerlich fände, war also völlig unbegründet: sie würde an seiner Stelle ebenso gehandelt haben wie er selbst. Sie wußte jetzt, daß er sie liebte, und fand es doch sehr edel gedacht, daß er bis dahin ihr seine Liebe verschwiegen hatte. Er war ja allerdings noch immer der Arme, dem ihr Wort „ich würde sein wie Sie“ eigentlich schrecklich sein und jede Hoffnung rauben mußte. Aber jetzt, wo er die Aussicht auf diese Erbschaft hatte, war es ja mit der elenden Vergangenheit vorbei, und er konnte in eine rosige Zukunft schauen.

„Man darf übrigens dieses Postulat der Gleichheit nicht übertreiben, ich sehe es nicht so an wie Sie, und vor allen Dingen nicht so ausschließlich an wie Sie. Die Gleichheit ist durchaus nicht immer im Vermögen zu suchen, sie muß vielmehr in der gesellschaftlichen Stellung, der Erziehung, dem Gefühl und den Gedanken vorhanden sein.“

„In der gesellschaftlichen Stellung?“ fragte Bonnet eifrig.

„Gewiß in der gesellschaftlichen Stellung; man kann in derselben gesellschaftlichen Stellung sein, wenn man auch nicht gleich großes Vermögen besitzt; man ist dann doch von gleichem Rang, aus der gleichen Kaste, wenn ich so sagen darf, und diese Gleichheit darf man nie außer Augen setzen, denn sie allein bringt Harmonie in unser Leben. Doch lassen wir das; was Sie mir eben mitgeteilt haben, macht mich sehr glücklich.“

„Und Sie mußten auch die Erste sein, die es erfuhr — und die Einzige.“

„Das freundschaftliche Vertrauen, das Sie mir bezeigen, macht mich noch glücklicher.“

„Mußte ich denn nicht zu Ihnen sprechen: Ihre Jugend, Ihre Anmut, Ihre Schönheit . . .“

Sie erhob die Hand, um ihn zu unterbrechen, er aber fuhr fort: „Ja, und besonders Ihre Güte, Ihre zarten Aufmerksamkeiten, die mich gerade durch Ihre Ursprünglichkeit so sehr rührten, weil ich niemals im Leben durch irgend einen Menschen verzogen worden war, alles das bewog mich, den Einsamen und Verlassenen, Ihnen meine Hoffnungen auf Glück anzuvertrauen.“

Sie reichte ihm ihre beiden Hände und sagte mit strahlendem Lächeln: „Ja, vertrauen Sie mir nur.“

So blieben sie lange einander gegenüber Hand in Hand, Auge in Auge, und lächelten einander mit unverhohlener Seligkeit an, die keins von ihnen zu verbergen suchte. Die wenigen Worte eben hatten ihnen darüber die Augen geöffnet, wie sie miteinander standen, und obwohl von Liebe nicht die Rede gewesen war, wußten sie jetzt doch, daß sie sich liebten.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Julia glaubte keine Indiskretion zu begehen, welche Bonnet unangenehm gewesen wäre, indem sie Agnes diese wunderbare Neuigkeit mittheilte, als sie von ihr mit Fragen bestürmt wurde, was sie sich denn während der langen Zeit zu sagen gehabt hätten, die sie unter vier Augen in dem Kloster zusammen gewesen wären.

„Etwas ganz Außerordentliches, das dich sehr überraschen wird.“

„Er hat sich wohl entschlossen, dir seine Liebe zu gestehen?“ fiel Agnes spöttisch ein.

„Nein.“

„Das würde mich allerdings am meisten überrascht haben.“

„Du wirst nicht nur Ueberraschung, sondern auch Bedauern empfinden.“

„Das glaube ich gewiß nicht, erzähle, bitte.“

„Nun, er erbt zwei Millionen, und du siehst also, daß du ihn ruhig hättest zum Manne nehmen können, als ich ihn dir vorschlug, und daß deine Glücksträume sich verwirklicht haben würden.“

„Aber er liebt ja dich!“

„Ich wußte damals noch nicht, daß er mich eines Tages lieben würde, und auf Grund meines damaligen Urtheils, welches sich seitdem als vollkommen richtig erwiesen hat, hätte ich gern gesehen, daß er dein Mann geworden wäre.“

„Du hast also zuerst an mich, und dann erst an dich gedacht?“

„Ist das nicht ganz natürlich? Ich fand in ihm einen trefflichen braven Mann und wollte, daß er dir angehören sollte.“

„Und doch gehört er jetzt dir, weshalb soll ich nun darüber Bedauern empfinden: ist nicht alles so viel besser?“

„Ich bin fest überzeugt, daß die Frau, die ihn heiratet, glücklich werden wird, das kann ich aber in betreff Derodes' nicht sagen.“

„Du läßt Derodes' durchaus nicht Gerechtigkeit widerfahren.“

„Ist das nicht seine eigne Schuld? Er liebt dich und hält doch nicht um deine Hand an.“

„Bonnet liebt dich doch auch, und, wie mir scheint, hält er ebensowenig um deine Hand an.“

„Ihn hält seine Armut davon zurück, und das halte ich für eine sehr edle Gesinnung, die man nur bewundern und achten kann, nämlich, daß er so lange geschwiegen hat.“

„Sein bisheriges Schweigen mag ja bewundernswürdig gewesen sein, aber wie nennst du sein jetziges?“

„Ich nenne es ebenso schön und edel, wie sein bisheriges Stillschweigen; man hat ihm diese große Erbschaft in Aus-

sicht gestellt, sie ihm aber noch nicht übergeben; so wartet er mit dem Aussprechen, bis er es in den Händen hat."

"Die Gründe, welche Bonnets Lippen schließen, sind dir ja außerordentlich verständlich, warum willst du nun nicht begreifen, weshalb Derodes zum Warten gezwungen wird? Den einen lähmt seine Armut, den andern sein Reichthum, er kann nicht von heute auf morgen seine geradezu thöricht geldstolzen Eltern dazu bewegen, mit einer blutarmen Schwiegertochter zufrieden zu sein."

"Wir warten nun aber schon bald ein halbes Jahr auf den zweiten Besuch seines Vaters, der dem ersten so bald folgen sollte."

"Sei nur ruhig, du wirst jetzt nicht mehr lange zu warten haben."

"Wie oft hast du mir das nicht schon gesagt!"

"Glaubst du denn nicht, daß dieses Zögern mir nicht selbst schrecklich bange macht?"

In diesem Ruf lag eine so tief innerliche Erregung, daß Julia ihrer Schwester ängstlich und unruhig ins Auge schaute.

"Du machst mir Sorge," sagte sie.

"Du brauchst keine Angst zu haben, du brauchst mir aber nicht immer diese Langsamkeit vorzuwerfen, die mir wahrhaftig ebenso — schmerzlich ist, wie sie dir nur sein kann."

"Du siehst Derodes in einem Lichte, in welchem ich ihn trotz allem, was du mir immer und immer wieder sagst, selbst nicht sehen kann, denn ich beurteile ihn nach dem grausamen Wechsel, der sich an dir vollzogen hat, danach, daß deine Wangen erblichen sind, daß sich Falten auf deiner Stirn eingegraben haben und deine Fröhlichkeit und Munterkeit dahin ist —"

Agnes ging schnell auf ihre Schwester zu und hielt ihr mit beiden Händen die Augen zu.

"Willst du mich wohl nicht so ansehen," sagte sie, indem sie sich Mühe gab, einen scherzhaften Ton anzuschlagen; „du wirst mich noch glauben machen, daß ich häßlich geworden bin; erzähle mir lieber von dieser Erbschaft."

Wenn man Agnes etwas erzählte, so erzählte man es damit auch Derodes; es war an jenem Abend Mondschein, und wie gewöhnlich in den Nächten, wo man den Felsen heraufsteigen konnte, erschien Derodes um Mitternacht im Kloster, wo seit Beginn der schönen Jahreszeit Agnes seine

Besuche erwartete. Während der beiden Stunden, die sie zusammen verplauderten, fand sie denn auch Gelegenheit, ihm die Geschichte von der Bonnetschen Erbschaft zu erzählen. Derodes mußte im ersten Augenblick nicht, was er sagen sollte, er widersprach aber der Erzählung nicht und legte keinen Zweifel an den Tag, denn er hätte ja sonst von Cassie erzählen und ihr gestehen müssen, welche Rolle er selbst in dieser Komödie spielte.

„Zwei Millionen!“ Cassie hatte also Bonnet von dem wirklichen Vorhandensein dieser Erbschaft überzeugt. Was zum Teufel mochte hinter diesem wunderbaren Märchen stecken. Wie er Cassie kannte, gab der sich nicht viel Mühe wegen eines geringen Vorteils, und das wäre wirklich eine riesige Arbeit gewesen, diese verwickelte Intrigue einzufädeln, wenn er damit nur bezwecken wollte, daß Bonnet sich einige Tausend Franken von ihm liehe. Da mußte etwas Andres zu Grunde liegen. Aber was? Da lag eben das Geheimnis. Er mußte sich auf etwas sehr Komisches vorbereiten und freute sich, daß er durch Agnes über alles, was vorging, genau Bescheid wissen würde.

Es mußte sehr interessant sein, Bonnets Gesicht jetzt zu studieren. Man würde sich über ihn amüsieren und lustig machen können. Und das liebte Derodes nicht nur ihm, sondern auch seinen andern Kameraden gegenüber. Am folgenden Tage beim Frühstück machte er sich gleich den Spaß, Bonnet etwas aufzuziehen.

„Sie sehen heute so ungeduldig aus,“ sagte er plötzlich zu Bonnet, als derselbe zweimal nach der Kellnerin gerufen hatte.

„Und warum sollte ich ungeduldig sein?“ erwiderte Bonnet steif.

„Danach frage ich Sie gar nicht; ich stelle nur fest, daß Sie ungeduldig sind, ohne mich weiter um die Ursache zu kümmern.“

„Und inwiefern kann es Sie interessieren, ob ich ungeduldig bin oder nicht?“

„In gar keiner Beziehung.“

Dann sahen sie sich wütend an, wie ihnen das jetzt häufig passierte, da ihre gegenseitigen Beziehungen anstatt sich bei näherer Bekanntschaft inniger zu gestalten, den Stempel einer fast erklärten Feindseligkeit angenommen hatten, so daß Hoctrué mehr als einmal kraft seiner Stellung als Obermoor

sich genötigt gesehen hatte, den Schiedsrichter zwischen ihnen zu spielen; Derodes warf Bonnet vor, daß er sich für klüger hielte als ihn und einen ganz außerordentlichen verächtlichen Stolz habe; außerdem nahm er es ihm übel, daß er sich nicht vor seinem glänzenden Vermögen beugte; Bonnet seinerseits sah in Derodes einen untüchtigen, unnützen und verhätschelten Menschen, der ihren gemeinschaftlichen Beruf herabwürdigte und demselben wegen seiner Faulheit und seiner thörichten Modelaunen durchaus nicht gewachsen war; außerdem verzieh er ihm die kompromittierende Haltung nicht, welche er Agnes gegenüber wie aus Vergnügen, oder um sich ein Air zu geben, einnahm. Alle Augenblicke kamen zwischen ihnen kleine Streitigkeiten vor, auf welche Hoctruie eifrigst acht gab, weil er seine Ehre darein setzte, daß an dem Tische, welchem er präsiidierte, kein ernster Zwist vorkam.

Zwei Tage nachher erlaubte sich Derodes eine Bemerkung über Bonnets gute Laune, ein paar Tage später neckte er ihn wegen seiner Zerstreuung; es schien ihm, daß das Geschäft mit Cassie bald gut, bald schlecht ging.

Der erste Brief, welchen Bonnet von Cassie bekommen hatte, versicherte ihn eines vollständigen Erfolges, der zweite, welcher dicht nach dem ersten anlangte, klang schon etwas lauer und ließ die Möglichkeit zu, daß sich vielleicht wegen des Stammbaums der Meillons kleine Schwierigkeiten darbieten würden; es war noch nicht ganz klar, ob der Zweig der Familie, der in der Vendée zu Hause war und den Bonnet repräsentierte, dem Erblasser einen Grad näher war als ein anderer Zweig aus der basckischen Provinz. Cassie hatte natürlich keine Besorgnis und sogar ein so großes Vertrauen auf den endlichen Erfolg, daß er Bonnet nochmals Geld anbot. Dann war in ihrer Korrespondenz eine Pause eingetreten, bis ein neuer Brief kam, wo Cassies Befürchtungen bedrückend wurden; die Meillons aus der basckischen Provinz waren doch sehr bedenkliche Gegner, diesmal bot er ihm kein Geld an und bat ihn nur, zu warten, er würde wahrscheinlich nach Bayonne reisen müssen, dann würde er auf der Rückreise in La Feuillade vorsprechen.

Da Bonnet Julia gesagt hatte, daß die Regelung der Erbschaft mindestens mehrere Monate, vielleicht gar ein Jahr in Anspruch nehmen würde, brauchte er ihr glücklicherweise weder von den Briefen Cassies noch von den Befürchtungen zu erzählen, welche ihm dieselben machten. Aber obwohl sie

nur heimlich in seinem Herzen allein vorhanden waren, so verursachten sie ihm doch viel Schmerz: sollte er dem Vermögen nur nahe gekommen sein, damit es ihm in dem Augenblick wieder entrisen würde, in welchem er es festzuhalten meinte? Es wäre wirklich besser gewesen, wenn er ruhig in seiner Armut dahin gelebt hätte, ohne daß ihm ein Hoffnungsstrahl erglänzt wäre, daß er davon befreit werden könnte; jetzt aber hatten sich seine Gedanken ebenso an das große Vermögen gewöhnt, wie sein Herz an das Glück.

Eines Nachmittags trat Cassie niedergeschlagen und unwirsch in seine Stube.

"Nun?"

"Nun, mein werter Herr, ich komme von Bayonne; die Meillons von Baskien haben geerbt, wir müssen uns den Mund wischen, ich bin durch eine Lücke im Stammbaum getauscht worden. Hier sehen Sie selbst."

Und Cassie faltete ein großes Stück Papier auseinander, welches ganz mit Klammern und Strichen, mit Jahreszahlen und Namen bedeckt war.

"Es ist nicht nötig," sagte Bonnet und schob die Stammtafel der Meillons zurück.

"Ich kann es wohl verstehen, bester Herr, daß diese Enttäuschung sehr hart für Sie ist, und ich nehme herzlichen Anteil daran; von Bayonne bis hier habe ich, auf Ehrenwort, unaufhörlich an Sie gedacht — solch' ein armer junger Mann, solch, braver Offizier! Gestatten Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich Sie außerordentlich hoch schätze und daß der Schlag, der Sie eben betroffen hat, mich ebenfalls schmerzlich berührt. Deshalb bin ich selbst hierher gekommen, anstatt Ihnen die Sache schriftlich mitzuteilen. In der Eisenbahn hat mir die Vorsehung, möchte ich sagen, einen Gedanken eingegeben, von dem ich in meiner grenzenlosen Teilnahme für Sie mir viel verspreche. Ich kann Ihnen ja allerdings die beiden Millionen nicht wieder schaffen, die Sie verloren haben, aber ich vermag doch die Härte dieses unglücklichen Geschickes in etwas zu mildern."

"Danke, ich habe kein Geld nötig."

"Sie irren sich, bester Herr, Sie irren sich; es handelt sich ja nicht um ein Darlehen, sondern — um eine Heirat und dieser Plan ist mir in demselben Augenblick in der Eisenbahn eingefallen, als ich an Sie und an Ihre Enttäuschung dachte."

„Eine Heirat!“

„Sie müssen wissen, bester Herr, daß ich mich nicht allein mit Erbschaften befasse, sondern auch das Vermögen und die Geschäfte einiger Personen verwalte, die in mich Vertrauen setzen. Von diesen Herrschaften hat eine Dame glücklicherweise, kann man wirklich sagen, eine heiratsfähige Tochter: sie ist ein junges, stattliches Mädchen, in einem berühmten Kloster erzogen, schön, geistreich, tugendhaft und bekommt außerdem, was kein Fehler ist, am Tage der Hochzeit zweihunderttausend Franken in barem Gelde mit.“

Bonnet hatte Cassiós Worten zuerst keine Aufmerksamkeit geschenkt, jetzt hörte er ihm zu und musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Mit gerunzelter Stirne und zusammengezogenen Brauen sah er aus, als ob er ein grausames Geheimnis ergründen und verstehen lernen wollte.

„Und diese junge stattliche Dame?“ fragte er dann mit einem Tone, daß Cassio überrascht aufblickte.

„Sie können sie sich jeder Zeit ansehen und werden sicherlich einen sehr angenehmen Eindruck von ihr empfangen.“

„Ich will wissen, wer sie und wie ihre Familie beschaffen ist.“

„Ihre Mutter ist eine Künstlerin von bedeutendem Talent, die sich einen großen Bühnenruf erworben hat. Sie wissen doch, wie es beim Theater zugeht! Ich muß Ihnen schon eingestehen, daß es mit der Geburt der jungen Dame nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen ist. Das thut aber doch ihrer Schönheit, ihrer Tugend und ihren zweihunderttausend Franken durchaus keinen Abbruch. Ihre Mutter betet sie an und würde sie nur mit Erlaubnis des Chemanns besuchen, denn sie findet es begreiflich, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ein Offizier strengere Grundsätze haben muß; sie ist eben eine sehr kluge, ich möchte wirklich sagen, eine ganz außergewöhnliche Frau.“

„Und sie ist zuerst auf den Gedanken dieser Komödie gekommen?“

„Komödie! Welche Komödie?“

„Nun, die Sie mit mir gespielt haben, als Sie mir von einer Erbschaft sprachen, die niemals vorhanden gewesen ist, um meine Begehrlichkeit zu erregen; als Sie mir Geld anboten, um mich in Schulden zu stürzen und mich zu Ihrem Sklaven zu machen; die Komödie, welche Sie in diesem Augenblick mit mir spielten, als Sie mir eine Heirat vorschlugen,

auf die ich in meiner thörichten Enttäuschung eingehen sollte. Haben Sie sich wirklich eingebildet, daß ich das thun würde?"

„Aber, mein bester Herr!"

„Hinaus mit dir, Glender! und erzähle deinesgleichen, wenn sie sich damit brüsten, daß durch ihre Vermittelung französische Offiziere mit solch verlorenen Subjekten, wie du mir eben eins vorschlugst, verheiratet sind, sage ihnen, daß du wenigstens einem französischen Offizier begegnet bist, der dich mit Fußtritten aus der Thür befördert hat. Hinaus!"

Cassie krümmte seinen langen Rücken und machte sich schleunigst aus dem Staube.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Als das Geräusch von Cassies eiligen Schritten auf der Treppe verhallt war, wandte sich Bonnets Zorn gegen sich selbst. Wie einfältig, wie dumm, wie leichtgläubig und unpraktisch hatte er sich bei dieser Geschichte benommen, warum war er vor diesem alten Schwindler mit der Galgenphysiognomie nicht auf seiner Hut gewesen, was war es für eine Thorheit, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, sobald er nur von der Erbschaft angefangen hatte; wie konnte er nur so albern sein, an diese wunderbare Erbschaft zu glauben, und die Unklugheit begehen, Julia die ganze Geschichte sofort mitzuteilen.

Wenn er davon zu niemand gesprochen hätte, würde er jetzt mit seiner Enttäuschung die gerechte Strafe bekommen haben. Nun aber hatte er sich noch dazu lächerlich gemacht, und gerade vor ihr, auf deren Urteil er am meisten gab.

Was würde sie von ihm denken, wenn er ihr jetzt voll Scham und Verzweiflung das Ende der Geschichte erzählte, deren Anfang er so triumphierend und so zuversichtlich berichtet hatte.

Denn das war ja gerade das schrecklich Traurige, daß er dadurch, daß er mit dieser unbedachten Eile gesprochen hatte, Julia geradezu überrumpelt hatte: „Um sein Leben in solche Bahnen zu leiten, wo er das Glück finden würde, bedürfe er Unabhängigkeit und Gleichheit"; er hatte seine

Forderung so genau gestellt und seinen Plan so sorgfältig auseinandergesetzt, daß er nicht davon abweichen konnte; und auch Julia war so gut darauf eingegangen, daß sie ihre Worte nimmermehr widerrufen konnte: „Jenes höchst edle Gefühl kann ich mir erklären und ich bewundere Sie, daß Sie ihm unbedingt Folge leisten, an Ihrer Stelle würde ich, glaube ich, ebenso sein, wie Sie.“

Beiderseits hatten sie sich die Hände gebunden, und er selbst hatte sich mit eignen Fingern den Strick um den Hals gelegt.

Wie konnte er diese stolze Erklärung wieder zurücknehmen? Er sah keinen Ausweg und fühlte sich auch einer solchen Feigheit nicht fähig; es war zu Ende, für immer aus, sie war für ihn verloren und zwar durch seine eigne Schuld; alle seine glänzenden Hoffnungen, alle seine Träume von Glück und Seligkeit hatten nur ein paar Tage, ein paar Wochen angehalten.

Er hätte ja allerdings die Lage, die seine vertrauliche Mittheilung geschaffen hatte, noch länger aufrecht erhalten können, wenn er Cassiüs Besuch verschwieg, er würde dann noch wie immer seit jenem Tage die Freude haben, daß Julia ihn so reizend anlächelte, sobald er ins Zimmer trat, und ihn zärtlich anschaute; er würde auch ferner die liebe Stimme hören, wie sie zu keinem so sanft und liebevoll sprach, als zu ihm; aber er — wie sollte er ihr antworten, wie ihrem Blick begegnen? Nein, er hatte nicht die Kraft, sie zu betrügen. Dann wäre es ja geschehen gewesen um die süße Vertrautheit und die liebliche Harmonie zwischen zwei treuen Herzen, die sich liebten, ohne sich ihre Liebe gestanden zu haben, sich aber davon sprachen mit allem, was in ihnen redebegabt war, mit ihrem Blick, ihrem Lächeln, dem Tonfall ihrer Stimme und ihrem Schweigen, nur nicht mit den Lippen.

Ja, er mußte die Wahrheit bekennen; sie zu verleugnen, war weder ihrer noch seiner würdig. Aber bei dem Gedanken daran wurde er plötzlich feige und mutlos und flüchtete zu dem alten Mittel der Schüchternen und Verlegenen: er wollte schreiben.

Sein Kamerad Cholet, der in dieser Zeit bei einer Kartenrevision den Stabsoffizieren attachiert war, hatte sich gerade jetzt den Fuß verletzt; er wollte ihn vertreten und so würde ihm eine Gelegenheit geboten werden, La Feuillade auf einige Tage zu verlassen und einen Brief zu schreiben.

Er begab sich schleunigst zu Cholet, der das Zimmer hütete, und verabredete die Sache mit ihm; dann ließ er die Order reglementsmäßig umschreiben, ging wieder nach Hause und verfaßte folgenden Brief:

„Gnädiges Fräulein!

„Zu meinem großen Bedauern kann ich morgen dem Croquettspiel nicht beiwohnen, ich vertrete meinen Kameraden Cholet, der sich den Fuß verstaucht hat, und begeben mich aufs Land. Der Agent, welcher mir diese — unglaubliche Erbschaft in Aussicht gestellt hatte, ist soeben zurückgekommen und hat mir mitgeteilt, daß ich kein Recht darauf hätte. So sind denn meine schönen Träume in nichts zerronnen, und es bleibt mir nur eine Erinnerung, die von nun an mein ganzes Leben ausfüllen wird.

„Seien Sie überzeugt, gnädiges Fräulein, von der unwandelbaren Ergebenheit

Ihres

Henri Bonnet.“

Am folgenden Morgen um acht Uhr begab er sich nach dem Bahnhof, um zu rechter Zeit zum Zuge zu kommen, und begegnete dabei Frau Collas, die ihn schon von weitem anrief.

„Wo wollen Sie hin, Herr Bonnet?“

„Nach Dex.“

„Ich auch; wie schön sich das trifft, da können Sie mir helfen, mein Gepäck unterzubringen,“ und mit ihrer gewöhnlichen Weitschweifigkeit erzählte sie ihm, daß sie einige Freunde in der Nähe von Dex überraschen und mit ihnen frühstücken wollte; es wären die besten Menschen von der Welt; man fände nur niemals etwas bei ihnen zu essen; deshalb brächte sie ihnen alles mit, was notwendig wäre, damit sie nicht verhungerte — deshalb hätte sie auch das viele Gepäck: eine Melone, lebendige Krebse, die mit dumpfem Geräusch in einem Korbe herumkrabbelten, eine ellenlange Gurke, eine Büchse mit eingemachten Kirschen und eine ganz ungeheure Johannisbeertorte.

„Es ist wirklich ein Glück, daß ich Sie treffe, ich glaube, ich wäre sonst ein wenig in Verlegenheit geraten.“

Jetzt dagegen war es Bonnet, der sich schrecklich verlegen fühlte, als sie ihm die Gurke unter die Arme gesteckt und die

Melone, die Büchse und die Torte in die Hand gegeben hatte. Sie behielt nur die Krebse, ihren Schoßhund, ihren Sonnenschirm und einen Plaid für die Abendkühle.

Er mußte natürlich mit ihr in dasselbe Coupé steigen, und da niemand weiter hinzukam, konnte Frau Collas ihrer Zunge frei die Zügel schießen lassen.

„Wie finden Sie Agnes?“ fragte sie.

„D reizend!“ antwortete Bonnet, den diese Frage überraschte, obwohl man sich von Frau Collas, die aussah wie ein Gendarm, einen kleinen, schwarzen Schimmer auf der Oberlippe hatte und sich wie ein Tambourmajor benahm, eben alles versehen konnte.

„Das glaube ich wohl, weiß der Ruckuck, ihr bleibt euch doch alle gleich; das blonde Püppchen ist reizend, dasselbe wagt der Major mir ins Gesicht zu sagen, und danach frage ich Sie auch gar nicht; ich meine, haben Sie nicht bemerkt, daß sie sich verändert hat?“

Er hatte allerdings bemerkt, daß Agnes in letzter Zeit etwas anders aussah, aber der Majorin wollte er das nicht gerne zugeben.

„Durchaus nicht.“

„Nun, dann achten Sie eben nicht darauf. Sie bemerken es wohl nicht, daß sie blaß geworden ist und daß die Augen in dem schmalen Gesichte blaue Ringe haben; ja, ja, sie hat die Rosen auf ihren Wangen verloren; ich sage immer nur das, was ich weiß; außerdem sieht sie immer so gedrückt und so zerstreut aus, was mir gar nicht gefällt; man braucht kein Sterngucker zu sein, um zu sehen, daß sie wegen ihrer Heirat so verstimmt ist; sie hat sich Herrn Derodes angeln wollen, der will aber nichts von ihr wissen. Es ist wirklich merkwürdig, wie ein vernünftiges Mädchen auf solch einen Gedanken kommen kann. Sehen Sie, Herr Derodes gefällt mir gar nicht, er hat so eine verfluchte Manier, Sie anzusehen, als ob Sie irgendwo auf Ihrem Zeuge einen Faden oder eine Spinne sitzen hätten; er ist ein schlechter Soldat und außerdem, wissen Sie, ist er kein rechtlicher Mensch; er treibt es so lange mit Fräulein von Bosmoreau, bis das Ding einmal ein Ende mit Schrecken nimmt.“

Gewöhnlich ließ man Frau Collas ihren Sack mit Verleumdungen und Sticheleien ohne Störung ausschütten, weil sie sonst immer einen neuen in Bereitschaft hatte. Aber das konnte Bonnet nicht ruhig mit anhören, ohne zu wider-

sprechen; denn er hatte ein lebhaftes Interesse an dem „blonden Püppchen“, die sich Julia's Schwester nannte. Aber mit ihrer groben Unteroffizierstimme schnitt ihm Frau Collas das Wort ab: „Sie wollen mir doch nicht weiß machen, daß ein junger Mann wie Herr Derodes nur deshalb alle Augenblicke zu einer jungen Dame geht, um mit ihr Litteratur zu treiben. — Warum sehen Sie mich so erstaunt an? — Auch auf dem Gesichte dieser kleinen — Puppe kann man eine hübsche Litteratur finden. Ganz La Feuillade spricht davon, besonders da Herr Derodes die Sache durch sein Benehmen und seine Witze noch schlimmer macht. Sie sind sehr bekannt dort im Hause und müßten doch die Mutter oder vielmehr die ältere Schwester mal auf die Geschichten anreden.“

„Ich, gnädige Frau!“ rief Bonnet erschrocken und entsetzt.

„Ja mir ist es einerlei, thun Sie was Sie wollen. So etwas ist übrigens recht Mode in La Feuillade: ich möchte wohl wissen, was Sie in Ihrem Kasino über die Baronin und ihren Konservatoristen sprechen.“

„Wir sprechen gar nicht von ihnen.“

„Sie nennt das Deklamationsstunden nehmen: ich möchte wohl wissen, wer von den beiden dem andern die Stunden gibt; ich hatte schon von den Konservatoriumsdamen viel Schlechtes gehört, wußte aber nicht, daß die Herren aus dieser Anstalt sich ebenso betrügen.“

Bonnet wollte diesem Geschwätz Einhalt thun; deshalb steckte er den Kopf aus dem Fenster und sah sich die vorübergleitende Landschaft an.

„Ich glaube, wir bekommen noch ein Gewitter,“ sagte er.

„Meinethalben. Können Sie mir übrigens sagen, was Frau von Genevrais jeden Morgen um neun Uhr im Felde anstellt? Sie haben wohl auch geglaubt, das wäre so eine, auf deren Schuldbrechnung man nichts finden könnte; es ist wirklich lächerlich, dabei geht sie jeden Morgen neun Uhr ins Feld.“

„Vielleicht geht sie spazieren,“ sagte Bonnet mit spöttischem Lächeln.

„Sie glauben das, Sie glauben wohl auch, daß Frau Bontemps mit der Gage ihres Mannes und den Zinsen ihrer Mitgift, die nur eben die reglementsmäßige Höhe erreicht, die Federhüte bezahlt und die Samtkleider, das Pelzwerk und die Schmucksachen, mit denen sie uns alle aus-

sticht? Ach du lieber Gott, dann sagen Sie mir doch auch, bitte, was Herr Montariol dort im Hause macht, wo er nicht einen Moment vom Platze weicht. Er ist ein reicher Mann."

Die Lokomotive pfiß und man langte in Der an; es war aber auch die höchste Zeit, denn wären sie noch eine Viertelstunde länger gefahren, so wären sämtliche Regimentsdamen nebst allen Damen aus der Stadt von Frau Collas' scharfer Zunge durchgehechelt worden.

Bonnet atmete auf; er war indessen noch nicht frei gekommen.

"Ich hoffe, ich werde auf dem Bahnhofe jemand finden, der mir meine Lebensmittel trägt," sagte die Majorin.

Aber auf dem Bahnhof war dieser jemand nicht zu finden.

"Wollen Sie galant sein?" fragte sie Bonnet.

Er mußte es wohl und nahm seine Last wieder auf sich: die Gurke unter dem Arm, die Melone in der einen, die Torte in der andern Hand ging er hinter Frau Collas her, die, wie sie sagte, fest entschlossen war, die beiden Kilometer vom Bahnhof bis zum Hause ihrer Freunde im Gilmarsch zurückzulegen.

Als sie dort beim Hause anlangten, welches auf einer steilen, sonnigen Anhöhe lag, bedankte sie sich bei ihm und sagte: "Sie sind ein guter Mensch, Herr Derodes würde nicht so viel für mich gethan haben. Uebrigens denken Sie daran, was ich Ihnen von Herrn Derodes erzählt habe: ich gebe Ihnen mein Wort, die Sache ist ernsthaft."

Bonnet brauchte nicht erst daran erinnert zu werden, an Derodes und Agnes zu denken; Frau Collas' Worte enthüllten ihm nichts Unbekanntes, sondern nur den Ernst der Sachlage; die Worte waren nicht allein boshaft, sondern leider auch teilweise wahr. Jawohl, Derodes kompromittierte Agnes durch sein Benehmen und durch seine Wiße, und es war ihm sogar oft so vorgekommen, als ob das Derodes Vergnügen machte; er hatte solche Reden mehr als einmal von ihm gehört, aber sich immer eingebildet, daß nur er sie bemerkt hätte; und jetzt kam da diese Frau Collas und sagte es jedem, der es hören wollte, und schrie es in alle Winde, daß die Geschichte noch ein Ende mit Schrecken nehmen würde. Sollte er Julia davon Bescheid sagen, wie sie ihm geraten hatte?

Diese Frage legte er sich immer und immer wieder vor während der paar Tage, die er in Der zubrachte: er hätte Julia nicht geliebt und keine Freundschaft für Agnes empfunden; er wäre nicht durch das Band lebhafter Theilnahme und inniger Dankbarkeit mit Frau von Bosmoreau und Frau Amilhau verknüpft gewesen, wenn er diesen Gedanken nicht weiter erwogen hätte; aber sie waren allein, sie hatten keinen Verwandten, keinen Menschen, der sie verteidigen konnte, da war es doch gewiß seine Pflicht, als Freund vermittelnd dazwischen zu treten und sie auf eine Gefahr aufmerksam zu machen, die die ahnungslosen Frauen bedrohte.

Sechszunddreißigstes Kapitel.

Es wäre schon für jeden eine heikle Geschichte gewesen, Julia auf das aufmerksam zu machen, was Frau Collas überall aussprach, für Bonnet aber wurde diese schon sehr unangenehme Aufgabe noch durch seine persönlichen Beziehungen erschwert: wie konnte er von Agnes und Derodes sprechen ohne zu bekennen, daß seine berühmte Erbschaft zu Wasser geworden sei, ohne in Verlegenheiten zu geraten, in die er nicht kommen wollte und welche, wie er wünschte, auch andre ihm nicht bereiten sollten?

Während der ganzen Zeit, welche er in Der zubrachte, dachte er hin und her darüber nach, welchen Entschluß er fassen sollte, und gelangte zu guter Letzt, am Tage seiner Rückkehr nach La Feuillade, wo ihm kein Zögern und Schwanken mehr möglich war, gewissermaßen zu einem Kompromiß: er wollte den bewußten Schritt bei Julia nicht selbst machen, sondern Frau Drapier damit beauftragen. Für niemand von allen, die vertraulich bei Bosmoreaus verkehrten, fühlte er solche Zuneigung, als für diese arme kleine Frau; er würde ihr alles deutlich auseinandersetzen können, und was noch wichtiger war, sie würde Julia alles klar machen können ohne jegliche Reserve, die er sich auflegen mußte, wenn er sich an eine solche Unterredung wagte. Vor allen Dingen mußte Julia benachrichtigt werden; durch wen, das war weniger wichtig.

Als Bonnet am Mittwoch nach La Feuillade zurückgekehrt war, nahm er sich kaum die Zeit, sich zum Ausgehen fertig zu machen, und begab sich schleunigst zu Frau Drapier, fest überzeugt, sie zu Hause zu treffen, da ja Mittwoch ihr „jour fixe“ war.

Als er den düstern Gang betrat, an dessen Ende die ärmliche Treppe anging, welche ihn bei seinem ersten Besuche so in Staunen versetzt hatte, stand er plötzlich vor Montariol.

„Wollen Sie zu Frau Drapier?“ fragte der Stabsarzt.

„Ja.“

„Geben Sie Ihren Besuch auf.“

„Ist sie krank?“

Montariol, der gewöhnlich laut und hell sprach, dämpfte seine Stimme.

„Sie stirbt.“

„Und woran?“

Montariol sprach noch leiser und näherte sich Bonnet.

„An der schrecklichsten Armut!“

„Oh, Gott!“

„Eine jammervolle Geschichte, Teuerster. Sie hatten Mitgefühl für sie, nicht wahr?“ setzte er hinzu und faßte Bonnets Arm.

„Viel.“

„Sie sind Drapiers Kriegsschulkamerad?“

„Ja.“

„Nun, so begleiten Sie mich zum Apotheker, wo ich für die arme Frau eine Arznei machen lassen will, und Sie sollen sehen, daß ich leider nicht übertreibe, und werden mir helfen, dieser fürchterlichen Wirtschafft ein Ende zu machen; vielleicht finden Sie ein Mittel, sie moralisch zu stützen und aufzurichten, was ebenso not thut, wie ärztliche Hilfe.“

Montariols Versicherung gegen Bonnet, daß er diesmal nicht übertreibe, war sehr zeitgemäß, denn nach dem ersten Augenblicke der Ueberraschung sagte sich Bonnet, daß der Stabsarzt, wie gewöhnlich, in den schwärzesten Farben male, daß also Frau Drapier wohl krank, aber doch nicht dem Tode nahe wäre: dem Tode nahe, diese junge Frau von drei- undzwanzig Jahren, die er noch so kräftig vor sich sah?! Es war Montariols Angewohnheit, alles zu übertreiben und ins Extreme zu gehen. Wenn man ihn wegen eines Geschwürs am Finger konsultierte, so untersuchte er es, schüttelte den Kopf mit bezeichnendem Mienenspiel und erklärte

einem im ernstesten Tone, daß er vielleicht den Finger, am Ende auch die ganze Hand, amputieren müßte; dann begleitete er diese Diagnose mit der Erzählung schrecklicher Operationsgeschichten. Sobald er seine Lieblingsredensart: „Das erinnert mich an —“ begann, kam er nicht mehr zu Ende, das war, als ob er den Rosenkranz herbetete. Das hinderte ihn aber nicht, der lustigste Mensch vom Regiment zu sein: seine Geschichten, die bei andern Entsetzen erregten, waren höchst scherzhaft für ihn selbst, und wenn er nicht eine chirurgische Operation schilderte, sumnte er sich ein Liedchen.

„Sie haben sicherlich bemerkt,“ begann Montariol, „daß Frau Drapier sich seit einiger Zeit in beunruhigender Weise verändert hat?“

„Nun, sie nährte.“

„Es ist die Bestimmung der Frau zu nähren, und wenn sie sich gut pflegt und sich in normalen Verhältnissen befindet, so geht es ihr dabei eher gut als schlecht. Aber das ist's ja gerade, sie befand sich nicht in normalen Verhältnissen: sie starb beinahe Hungers.“

„Unmöglich!“

„Buchstäblich! sie starb beinahe Hungers. Wie Sie, rief ich, nachdem ich die Wahrheit entdeckt hatte, 'unmöglich', aber Sie werden sehen, daß jeder Zweifel ausgeschlossen ist. Ich wäre der dümmste Esel gewesen, wenn ich nicht bemerkt hätte, wie diese kleine Frau zu Grunde geht; und obwohl sie niemals klagte, habe ich sie dennoch gefragt. Sie können sich denken, daß sie mir nicht die Wahrheit sagte, infolgedessen mußte ich von den Wirkungen, die ich sah, auf die Ursachen schließen. Sie wurde mager und schwach, sie litt an Schüttelfrost, Fieber, Schweiß, sie hustete; man mußte sie aufrichten und ich gab ihr folgende die Gesundheit kräftigende und stärkende Vorschrift: gutes Essen, Braten, Eier, schwere Weine und so weiter, ganz abgesehen von den Arzneimitteln, welche diese Erholungskur unterstützen sollten.“

„Arme Frau!“

„Schelten Sie mich lieber einen Dummkopf! Denn ich glaubte, was sie mir sagte, glaubte ihr, wenn sie mir auf meine Frage, was sie zum Frühstück gegessen hätte, ihren Speisezettel aufzählte: zwei weichgekochte Eier, eine Kotelette, Spinat, Käse, Wein, Bier; ich hielt das für wahr und fragte mich, warum es ihr bei solchem Essen und meinen Arzneien nicht besser ginge, und wunderte mich; ja, ich hatte Furcht,

daß ich bei ihr nicht klar sähe, mit meiner Diagnose im Finstern tappte. Wie hätte ich das ahnen können! Ich wußte allerdings, daß Drapier Schulden hatte, hielt das aber nur für eine gewisse Unordnung. Konnte ich denn der Wahrheit auf die Spur kommen, in diesem reizenden Heim, diesem hübschen Salon, bei einer Frau, die sich stets sorgfältig, ja mehr, elegant kleidete, die niemals ein Wort der Klage hatte, weder über ihr hartes Los, noch über ihr unglückliches Geschick, weder über das Leben, noch über die Welt, weder über ihren Mann noch über jemand andern, noch über irgend etwas? Wohl ist mir ihr überaus trauriges Lächeln oft aufgefallen, aber ich dachte, es sei die Folge ihrer Kränklichkeit. Sie begreifen kaum all den Unsinn, den man durcheinander wirft und zuletzt unter einen Hut bringt, wenn man einmal auf eine falsche Idee verfallen ist. Was aber meine Dummheit noch viel schlimmer macht, ist, daß da an der Seite der Mutter ein Kind war, ein armes Wesen, welches, trotzdem es kräftig und gesund geboren war, abnahm, wie die Mutter, vielleicht ein wenig langsamer.“

Bonnet glaubte nicht mehr, daß Montariol übertreibe, und hörte gespannt zu, während ihm das Herz von all dem Jammer zerrissen wurde.

„Da ich bei der Geburt der Kleinen nicht assistiert habe, war ich niemals in Drapiers Schlafzimmer gewesen — allerdings ebensowenig in ihrem Ezimmer — und ich dachte nicht, daß diese beiden Zimmer anders ausgestattet seien, als der Salon. Passen Sie auf! Vor einer Stunde ungefähr komme ich an, der Bursche öffnet mir. ‚Die gnädige Frau ist ausgegangen, muß aber jeden Augenblick wiederkommen.‘ Ich warte im Salon, der Bursche bleibt im Vorzimmer. Plötzlich höre ich ein Kind schreien. Halt, denke ich, das ist die Kleine, die im Schlafzimmer schlief und eben aufgewacht ist. Sie schreit lauter. Ich öffne natürlich die Thür der Kammer, um den Schreihals zu beruhigen, und trete ein. Was erblicke ich? Einen vollständig fahlen Raum, der keine andern Möbel hat, als eine eiserne Bettstelle, eine Wiege und einen alten Stuhl mit zerbrochener Lehne. Mir geht ein Licht auf, ich ahne alles; nein, nicht alles, aber ich habe doch eine Ahnung, und Sie können sich denken, was ich mir sage. Indessen schreit das Kind immerfort; ich gehe nach seiner Wiege und schaukele es; es schreit noch mehr! Da nehm’ ich es auf: ich muß’ es doch beruhigen, nicht wahr?

Ich gehe also im Zimmer auf und ab und wiege das Kind: ‚Schlaf, Kindchen, schlaf! Im Garten geht ein Schaf.‘ Hilft alles nichts; die Kleine heult, obwohl ich sie, weiß Gott, nach Kräften wiegte. Da sagte ich mir, daß sie wohl nicht so ohne allen Grund schrie: ich bündele sie los, entferne das Wickelband — Donnerwetter, wie gräßlich! — worin ist der Wurm eingewickelt? — — in eine alte Zeitung! Vor acht Tagen hatte ich die Mutter gebeten, mir das Kind zu entkleiden, und hatte auf seinem kleinen Sitzfleisch, das so mager und dürr war, umgekehrte Buchstaben abgedruckt gesehen, und zwar in fetten Lettern. Ich begriff das nicht; heute ist alles aufgeklärt! Es giebt weder Wäsche, noch Möbel in dem Hause, und die Zeitungen dienen zur ‚Unterlage‘. Sie sagen nichts?“

„Ich bin starr!“

„Es kommt noch schlimmer. Wenn ich gesagt habe, es wäre keine Wäsche da, so ist das nicht wahr. Auf dem Bette erblicke ich eine gutgeglättete, schöne weiße Windel. Ich nehme sie und wickle die Kleine damit, welche mich anlacht und glücklich ist, daß sie von ihrer Zeitung befreit ist und frische, weiche, reine Wäsche am Leibe hat. Ich nehme sie wieder auf den Arm und gehe wieder mit ihr spazieren: Schlaf, Kindchen, schlaf! Als ich die Windel vom Bett nahm, schien es mir, als ob dasselbe härter wäre als eine Matratze von Wolle oder Kopshaar zu fein pflegt. Ich befühle sie. Es ist weder Watte noch Kopshaar darin. Es ist eine Matratze von Maisblättern, die auf der Untermatratze liegt, und darauf schlafen sie. Bei Drapier ist das einerlei, aber diese arme magere Frau! Ich fange an zu fluchen, da fallen, wie ich hin und her gehe, meine Augen auf einen Haufen Papiere, die auf dem Kamine liegen und mit einem Rieselstein beschwert sind. Ich erkenne meine Handschrift. Es sind meine Rezepte: mir fällt es ein, darunter nach einem zu suchen, bei dessen Abfassung ich einige Bedenken hatte. Mit der einen Hand halte ich das Kind, mit der andern blättere ich die Rezepte durch; kein einziges trägt die Chiffre und Eintragungszahl des Apothekers; kein einziges ist also ausgefertigt, weil das Geld fehlte. Und ich hatte Bedenken wegen meiner stärkenden Medizin! Ich bin nicht gerade sehr rührsam, Gott sei Dank! aber in dieser elenden Kammer, vor diesem jammervollen Bett, vor dieser Zeitung, die als Windel für das Kind gedient hatte, vor diesem Haufen Rezepte, die sich da aufgestapelt hatten, und deren Zahl noch größer geworden wäre,

ohne daß ein Wort der Klage gefallen wäre, als ich das alles sah, kamen mir, glaub' ich, die Thränen in die Augen!"

"Wie schrecklich traurig!"

"Die Kleine auf dem Arm, ging ich in den Salon zurück und rief den Burschen, welcher im Vorzimmer den Beobachtungsposten bezogen hatte, um Besuche zu erwarten. Ich verhörte ihn. Er ist ein ganz vernünftiger Kerl, der antwortet, wenn man ihn zu fragen weiß. 'Ein Mädchen gibt es hier nicht, nicht wahr?' — 'Wozu denn? Ich fege aus und mache das Zimmer zurecht.' — 'Und wer kocht?' — 'Gekocht wird nicht.' — 'Aber was wird denn gegessen?' — 'Bis zum zehnten oder zwölften des Monats fege ich Krumen und wohl auch Wurstpelle, vom fünfzehnten ab nur noch Kartoffelschalen zusammen. Die gnädige Frau bekommt zuweilen von Hause Gemüse und Butter — aber nicht oft.' — 'Was trinken sie denn?' — 'Wasser! Die Eltern der gnädigen Frau hatten einmal Wein geschickt, der ist aber schon lange ausgetrunken; es ist, wie mit der Wäsche, es war welche da und jetzt ist nur noch ganz wenig vorhanden; Frau Soubirous hat sie mit den Röcken und Kleidern fortgeholt, um sich für die Sachen bezahlt zu machen, die sie hier vermietet hat; dann hat die gnädige Frau angefangen, selbst zu waschen, allerdings nur das wenige, was hier geblieben war, aber dabei bekam sie Hustenanfälle, und da seife ich nun die Wäsche ab.' Ich wußte genug, da ertönte aber auch die Glocke, Frau Drapier kam zurück, außer Atem, entsetzlich außer Atem von dem Erklimmen der drei Treppen. Wenn Sie sich vorstellen könnten, welchen Blick sie mir zuwarf, als sie ihre Kleine in meinen Armen sah, Verwirrung und Dankbarkeit lag darin — ja, mein Freund, die Beredtesten sind nicht immer die Schreier, und ein stummer Blick rührt einen oft mehr, als tausend jammervolle Klagen! — Um ihrer Verlegenheit schnell ein Ende zu machen, sagte ich ihr, daß sie sofort der Kleinen die Brust geben müßte. Als die Kleine nichts mehr aus der leeren Brust zu schöpfen vermochte, auskultierte ich die Mutter; zischendes, knirschendes Nöcheln in den obern Flügeln, Dämpfung des hellen Klanges in beiden Lungen, es war leider kein Zweifel: es war eine überschlimme Schwindsucht, wie man zu sagen pflegt, die galoppierende Schwindsucht."

"Aber die ist ja tödlich!"

„Man kann sie zuweilen noch vertreiben, und gerade deshalb schleppe ich Sie zum Apotheker, wo ich ihr Billen von Brechweinstein machen lassen will; ich will die Dummheit mit den Rezepten nicht von neuem begehen; ich habe ihr gesagt, es handle sich um eine sehr schwer anzufertigende Arznei, die ich deshalb selbst bereiten wollte. Da sind wir, warten Sie, ich habe Sie noch nötig.“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

„Lassen Sie uns jetzt zu Frau Drapier zurückkehren,“ sagte Montariol beim Verlassen der Apotheke, „damit ich ihr die erste Bille selbst eingebe. Aber Sie können sich denken, daß alle Billen der Welt dem Fortschreiten der Krankheit keinen Einhalt gebieten werden, wenn nicht eine bedeutend bessere Ernährung der Kranken hinzukommt; und dazu bedarf ich Ihrer Hilfe.“

„Was vermag ich?“ antwortete Bonnet, „ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß ich ganz zu Ihren Diensten stehe.“

„Das weiß ich wohl; die Leute, mit denen wir zu thun haben, sind stolz und mißtrauisch, und zwar besitzt die Frau noch mehr vornehme Würde als der Mann, denn der hat sich im Anfang nicht gescheut, bei allen Börsern, die sich ihm nur öffnen wollten, kleine Anleihen zu machen; daß er es jetzt nicht mehr thut, hängt wahrscheinlich nicht völlig von seinem Willen ab, sondern ist vermutlich die Folge der strengen Rügen des Obersten oder der Furcht, seine Stellung einzubüßen; die Hauptsache ist, er thut es nicht mehr. Was dagegen die Frau anbetrifft, so zeigen uns die Entbehrungen, die sie sich in dem Maße auferlegt hat, daß sie daran zu Grunde geht, wes Geisteskind sie ist. Wir können deshalb nicht so ohne weiteres zu ihnen hingehen und ihnen sagen: ‚Ihr seid unglücklich, wir wollen euch alle zu Hilfe kommen‘; was ich für meinen Teil nur selbstverständlich fände. Wir müssen ihnen jedoch helfen, ohne ihnen ein Wort zu sagen, und ihnen geschickt mit allem unter die Arme greifen, was sie zurückweisen würden, wenn wir es ihnen offen anböten.“

Bei den Arzneien ist das ganz leicht: da wird ihnen einfach gesagt, ich müßte sie selbst herstellen, weil sie eine ganz besonders sorgfältige Zubereitung erheischten. Aber die Arzneien sind nicht der wichtigste, sondern eher ein sehr geringer Bestandteil meiner Kur; die Hauptsache ist gute Nahrung und gute Pflege. Ich für meine Person kann ihr nicht Nahrung und Zerstreuung bieten. Die Unglückselige langweilt sich zu Tode oder ist besser gesagt am Verzweifeln: sie hatte geglaubt, wenn sie einen Offizier heiratete, würde sie in lustiger Gesellschaft leben, jetzt lebt und stirbt sie in gänzlicher Vereinsamung. Sie haben Ihre Beziehungen zu der guten Gesellschaft, die mir abgehen, da müssen Sie die Lärmtrommel schlagen."

"Das will ich gern thun."

"Das erste, was wir thun müssen, ist, daß wir ihr das Kind nehmen, das ihr zu viel Mühe macht und noch dazu von ihr angesteckt wird; wir müssen deshalb vor allen Dingen eine Amme suchen und dann, wenn das Kind fort ist, darf die Mutter keinen Augenblick allein bleiben und sich langweilen. Frau von Bosmoreau und ihre Töchter, die in der Gegend bekannt sind, werden uns leicht eine Amme verschaffen können; die Baronin La Fontan, Frau von Genevrais, Frau Collas und Frau Bontemps können Frau Drapier pflegen. Gehen Sie zu den Damen und verabreden Sie mit ihnen, was zu thun sei, sie werden es besser als wir verstehen, auf sinnige Weise schädliche Empfindlichkeit bei der Kranken zu vermeiden."

Unter diesen Gesprächen waren sie bei dem Hause des Oberstlieutenants angekommen.

"Gehen Sie hinein," sagte Montariol, "zu dieser Stunde werden Sie die Baronin zu Hause treffen."

Und richtig, die Baronin war in ihrem Salon, wo ihr Béral gerade eine Deklamationsstunde erteilte: ein kleiner Tisch stand zwischen ihnen, die Baronin las, während Béral in einem Sessel hingegossen lag, das rechte Bein über das linke geschlagen hatte und seinen Fuß mit der leichten ungezwungenen Eleganz des Acaste aus dem „Misanthropen“ in der Hand hielt. Dabei hörte er lächelnd zu und sagte ab und zu: „Sehr gut, sehr gut.“ Bonnets Eintritt ins Zimmer unterbrach das Studium, und Béral setzte seinen Fuß, der nicht mit einem groben Stiefel, sondern mit einem zierlichen Schuh bekleidet war, auf den Parkettfußboden,

grüßte Bonnet und ließ dabei eine tadellose Manschette sehen, die mit einem großen Manschettenknopf aus ciseliertem Gold zusammengehalten wurde.

„Ach Herr Bonnet,“ sagte die Baronin, „Sie wollen wohl meiner Lektion beiwohnen, Sie sind ein so ausgezeichnete Schauspieler und können uns gewiß guten Rat erteilen.“

Aber an Bonnets Aussehen merkte die Baronin bald, daß er etwas sehr Ernstes brachte.

„Haben Sie mit mir zu sprechen?“ fragte sie.

„Zawohl, gnädige Frau.“

„Dann ist die Stunde zu Ende: auf morgen, Herr Béral.“

Béral verschwand und Bonnet erzählte, was Montariol ihm eben mitgeteilt hatte.

„Das ist ja aber schrecklich,“ rief die Baronin aus, die im Grunde genommen eine herzensgute Frau war, „Herr Montariol kann natürlich auf uns alle rechnen, es wäre ja das reine Verbrechen, wenn wir sie im Stich ließen; wir müssen uns schon genug Vorwürfe machen, daß wir uns bisher nicht mehr um sie gekümmert haben. Der Oberst ist aber auch zu streng mit den Schulden, er wird ihm so große Abzüge haben machen lassen, daß sie in dieses schreckliche Elend gekommen sind. Doch es handelt sich hier um die Gegenwart und die Zukunft und nicht um die Vergangenheit; geben Sie mir Ihren Arm und geleiten Sie mich zu Frau von Bosmoreau, damit wir uns mit Julia und Agnes ins Einnahmen setzen.“

Das war eine Erleichterung für Bonnet, wie hätte er gezögert, wenn er allein zu Julia hätte gehen sollen; mit der Baronin La Fontan am Arm fühlte er sich viel mutiger; dann würde doch von der Erbschaft nicht die Rede sein — oder von dem Auftrage der Frau Collas.

Auch Frau von Bosmoreau, Julia und Agnes stießen wie die Baronin einen Schrei der Entrüstung aus.

„Das ist ja entsetzlich!“

„Sie beratschlagten nicht lange, was sie thun wollten; Julia hatte einen Pächter, dessen Frau eine sehr gute Amme war; diese sollte mit dem Kinde betraut werden und es am folgenden Morgen abholen. Was die Bezahlung anbetraf, so war nach einem Monat noch immer Zeit genug, darüber nachzusinnen, wie man die Ziehmutter bezahlen könne, ohne die rechten Eltern zu verletzen.“

„Jetzt,“ sagte die Baronin, die den Befehl übernommen hatte, „muß Herr Bonnet zu Frau von Genevrais, Frau Bontemps und Frau Collas gehen, und sie zu Frau Drapier abholen, wo wir sie dann treffen wollen.“

„Frau Collas,“ sagte Agnes.

„Jawohl, mein Kind, es ist gut, wenn wir erfahren, ob sie uns hierin beistehen will und ob ihr das Regiment wirklich recht am Herzen liegt.“

Während Bonnet sich der Aufträge der Baronin entledigte, begab sich diese mit Frau von Bosmoreau, Julia und Agnes zu Frau Drapier, welche in ihrem Salon, der aber diesmal nicht mit Blumen geschmückt war, weil sie keine Kräfte mehr hatte, um welche zu holen, die Besuche erwartete, indem sie sich sagte, daß wie gewöhnlich keine kommen würden und daß dieser Mittwoch wie die andern hingehen würde.

Ein Lächeln erhellte ihr mageres Gesicht, als sie auf dem Vorplatz ein Geräusch von Schritten und im Vorzimmer das Rascheln von Kleidern vernahm; die Thür des Salons wurde von dem Burschen geöffnet und Frau Baronin La Fontan und Frau von Bosmoreau gemeldet.

Vor Freude konnte Frau Drapier kein Wort sprechen und bekam einen heftigen Hustenschauer.

„Wie, Sie sind nicht ganz wohl?“ sagte die Baronin, „und Sie lassen uns gar nichts davon wissen! Wäre Herr Montariol nicht gewesen, so hätten wir ja Ihre Genesung abwarten müssen, bis wir gewußt hätten, daß Sie krank waren.“

„Das ist nicht recht,“ sagte Frau von Bosmoreau zärtlich. Julia hatte das kleine Mädchen aufgenommen und ließ es auf ihrem Arm tanzen.

„Herr Montariol hat uns noch etwas andres mitgeteilt, was noch viel trauriger für Sie ist,“ sagte sie, „daß Sie sich nämlich von Ihrer Tochter trennen müssen.“

„Ja, ich kann sie nicht mehr so recht pflegen, und für sie muß vor allen Dingen gesorgt werden.“

Agnes ging ans Fenster, um ihre Nührung zu verbergen, während Julia fortfuhr: „Ich kann Ihnen da gerade eine sehr gute Amme empfehlen, es ist die Frau eines Pächters von mir, sie ist sehr sorgfältig, reinlich und lebt in guten Verhältnissen — was für die Wohlfahrt der Kinder auch von Wichtigkeit ist. Sie kann ja morgen die Kleine holen.“

Frau Drapier bedankte sich sehr herzlich, schien aber sehr verlegen zu sein.

„Ich habe vielleicht nicht alles, was zum Wickelzeug gehört,“ sagte sie, „zu Hause hat man nicht so viel Kleinigkeiten nötig, als wenn man ein Kind zur Amme fortgibt.“

Wieder wurde die Thür des Salons geöffnet, und der Bursche meldete Frau Gräfin von Genevrais und Frau Bontemps.

Einen Augenblick entstand allgemeine Aufregung. Frau Drapier hatte noch niemals so viele Herrschaften auf einmal in ihrem Salon empfangen, sie war deshalb sehr verlegen, bis alle glücklich einen Platz gefunden hatten. Erst nach einer längeren gleichgültigen Unterhaltung konnte Julia auf ihren Vorschlag zurückkommen.

„Sie meinten vorhin, Ihnen fehlten einige Windeln,“ sagte sie, „wir könnten Ihnen vielleicht aushelfen.“

„Verzeihen Sie,“ sagte Frau Bontemps, „ich schätze mich glücklich, Frau Drapier die Windeln meiner verstorbenen kleinen Tochter anzubieten; wenn Sie dieselben annehmen wollte, würde mir das nicht nur eine große Freude, sondern gewissermaßen auch ein Trost sein.“

Eine Thräne stieg in Frau Drapiers klare Augen. Aber die Baronin La Fontan half ihr rasch über ihre Rührung hinweg, indem sie sagte: „Meine liebe kleine Frau, Sie könnten mir einen rechten Dienst erweisen und zwar auf folgende Weise: unser grausamer Oberst, das können wir wohl unter uns sagen, nicht wahr, es sind ja keine Männer dabei, also unser grausamer Oberst will mir meinen Koch wegnehmen unter dem Vorwande, daß ich zu viel Soldaten in meinem Dienst beschäftigte, als ob sie es bei mir nicht besser hätten als anderswo und ich sie nicht gut bezahlte. Herr Montariol hat mir nun gesagt, daß Sie vor allen Dingen gute Bouillon trinken müßten, und mein Koch sucht seinesgleichen im Bouillonkochen. Ich werde dem Oberst antworten, daß ich ihn für Sie zurückbehalten hätte, weil Sie krank wären. Dann ist er angeführt. Ich werde Ihnen zugleich auch einige appetit-reizende kleine Schüsseln machen lassen, was Sie mir hoffentlich nicht abschlagen werden.“

„Wenn Sie meine Amme nehmen,“ fuhr Julia fort, „haben Sie noch den Vorteil, daß Sie alle Morgen Nacht von Ihrer kleinen Tochter haben; mein Pächter bringt jeden Morgen seine Milch in die Stadt und soll dann

hier versprechen; damit er aber pünktlich ist, muß ihn etwas andres als das bloße Gefühl dazu bewegen, Ihre Treppen zu steigen, deshalb soll er alle Morgen Milch, Eier und Butter mitbringen, denn wissen Sie, ich bin stolz auf meine Produkte und Sie werden in La Feuillade nicht ihresgleichen finden."

Frau von Genevrais war die einzige, die noch nichts angeboten hatte, was konnte sie aber auch bei ihrer Armut hergeben? Sie besann sich aber sichtlich auf etwas. Endlich sagte sie: "Nicht wahr, weil Sie ein wenig schwach sind, haben Sie in Ihrem Salon nicht mehr die schönen Feld- und Waldblumen geholt, die ihn sonst so reizend schmückten?"

"Das ist mein ganzer Kummer."

"Sagen Sie mir nur, wo Sie sie gewöhnlich pflücken, Herr Montariol hat mir verordnet, alle Morgen tüchtig spazieren zu gehen, und da mag ich nicht gern so ziellos vor mich hinwandern; sagen Sie mir nur, wo Sie die Blumen finden, damit ich Ihnen jeden Morgen einen ganzen Arm voll bringe."

"Ich hoffe," sagte die Baronin La Fontan, um Frau Drapier zu erkennen zu geben, daß es durchaus nicht tactlos sein würde, wenn sie dies Anerbieten annehme, "Sie werden mir auch ab und zu eine Hand voll abgeben."

"O, sehr gern."

Wie hätte Frau Drapier das zurückweisen können, um was die Baronin ohne Bedenken bat; übrigens dachte sie auch gar nicht daran, es zurückzuweisen, denn sie war zu glücklich und freute sich zu sehr: am Morgen war sie noch so verlassen und der Verzweiflung nahe gewesen, jetzt am Abend sah sie sich von Freunden umgeben und von so vielen sorgsamten Händen gepflegt.

"Ich schicke Ihnen heute abend eine Probe der Kochkunst meines Soldaten," sagte die Baronin La Fontan.

"Morgen früh komme ich mit meinem Pächter," sagte Julia.

Eine Viertelstunde später wurde von Frau Bontemps eine Kiste und mehrere Pappkasten geschickt, die Frau Drapier mit fieberhafter Erregung öffnete: da lag ein reiches vollständiges Wickelzeug vor ihr, hübsch geordnet und alle zusammengehörigen Stücken mit roten Bändern zusammengebunden.

Sie nahm ein Hemdchen heraus, welches mit Spitzen garniert war, ein Jäckchen und Windeln aus feinem Leinen und ein paar wollene Strümpfe und zog das alles mit zitternder Hand ihrer kleinen Tochter an.

„Wie schön du bist,“ sagte sie und küßte das Kind; „und morgen sollst du mich nun verlassen?“

Drapier kam nach Hause, er war bei Montariol gewesen und schien in sehr düsterer Stimmung zu sein, denn womit sollte er eine Amme für seine Tochter bezahlen?

„Was bedeutet das alles?“ fragte er.

Sie erzählte ihm, wer da gewesen und wie freundlich man gegen sie gewesen war.

„Siehst du,“ sagte sie und schaute ihn zärtlich an, „man darf doch nie verzweifeln.“

„Damit sind unsre Schulden aber noch nicht bezahlt, wir bekommen sogar noch neue durch diese Amme hinzu.“

„Mach mir doch keine Vorwürfe, daß ich sie nicht ordentlich mehr pflegen kann, ich bin schon traurig genug darüber.“

„Aber ich thue doch meinen Dienst ordentlich mit meinem leeren Magen!“

Achtunddreißigstes Kapitel.

Alle Offiziersdamen waren auf Befehl der Baronin La Fontan zum Abend zu Frau von Bosmoreau hinbestellt, auch einige Kameraden Drapiers, die Offiziere seiner Compagnie und Bonnet, Cholet und Derodes. Alle hatten sich pünktlich eingefunden, mit Ausnahme von Derodes; an seiner Statt war ein Brief für die Baronin angekommen, in welchem er sich wegen seines Ausbleibens entschuldigte, da er soeben eine Depesche erhalten habe, welche ihn an das Bett seiner ernstlich erkrankten Mutter rief.

Agnes' Stirn umwölkte sich, als sie von dieser plötzlichen Abreise hörte, dagegen atmete Bonnet ordentlich auf: solange Derodes fort war, brauchte er sich mit Frau Collas' Anspielungen nicht zu beschäftigen, und bevor er zurückkam, war Frau Drapier vielleicht schon wieder so weit, daß sie die

Bermittlerin bei Julia spielen konnte — Montariol sagte ja, daß bei sorgfamer Pflege und besonders guter Nahrung die galoppierende Schwindsucht noch einmal vorübergehen und in das chronische Auftreten herabgedrückt werden könnte.

Montariol hatte selbstverständlich den Vorsitz der Versammlung übernommen.

„Vor allen Dingen, meine Damen, müssen Sie beachten, daß die arme kleine Frau in gleichem Maße körperlich und geistig krank ist, und daß deshalb alle Bemühungen, welche Sie anwenden, um sie zu zerstreuen und zu erheitern, ihr ebensoviel, ja vielleicht noch mehr nützen werden, als die Medizin, die ich ihr eingebe.“

Jede berichtete, was sie gethan hätte: Julia hatte die Anschaffung der Amme, die Baronin La Fontan die Versorgung der Küche übernommen, Frau Boniemps hatte das Wickelzeug, Frau von Genevrais Blumen gespendet.

„Da hat sich der Geist der Zusammengehörigkeit in edler Weise bethätigt!“ sagte Montariol.

„Bilden wir denn nicht eine Familie?“ sagte die Baronin, „Frau Drapier ist eine Tochter oder Schwester für uns.“

„Was meinen Sie dazu, wenn wir Frau Drapier hier herüber transportierten, anstatt sie dort in ihrem kleinen Zimmer zu belassen?“ meinte Frau von Bosmoreau.

Es entstand eine Pause, denn auf diesen Gedanken war noch keiner gekommen, dann hat Julia ums Wort: „Zu meinem Bedauern kann ich dem Vorschlage meiner Mutter nicht beitreten, und ich darf wohl auch den Grund sagen, wenn ich mich verständlich ausdrücken kann?“

„Sie werden sich schon sehr gut verständlich machen, gnädiges Fräulein,“ ermutigte sie Montariol.

„Herr Montariol,“ fuhr Julia fort, „hat uns vorhin gesagt, daß Frau Drapier ebenso sehr im Gemüte leidet, wie am Körper, da scheint es mir nun, daß wir sie ja allerdings, was das letztere betrifft, hier besser verpflegen können, daß uns das aber in geistiger Beziehung nicht so gut möglich ist.“

„Und warum nicht?“ fragte Frau Collas.

„Die geistige Krankheit Frau Drapiers,“ erwiderte Julia, „ist die Einsamkeit und die — Armut, ich mag nicht sagen das Elend!“

„Sagen Sie es nur ruhig!“ unterbrach sie Frau Collas.

„Sie hat einen Offizier geheiratet, um die Freuden der Geselligkeit zu genießen,“ fuhr Julia fort, „und um so recht

in dem Strudel der Gesellschaft leben zu können. Verschiedene Gründe, die ich wohl nicht auseinander zu setzen brauche, haben die Verwirklichung ihrer Hoffnungen vereitelt, und heute geht sie an dieser Enttäuschung zu Grunde."

"Sehr richtig, sehr richtig," rief Montariol.

Bonnet wagte nicht einzustimmen, aber er warf Julia einen Blick zu, der nicht weniger beredt ihren Gedanken lobte, als die begeisterte Stimme des Oberstabsarztes.

"Was sie nicht gefunden hat," fuhr Julia fort, "müssen wir ihr jetzt geben und das ist nur in ihrem Hause möglich. Nur in ihrem Salon — sie betonte diese Worte — können wir ihr ein Bild des gesellschaftlichen Lebens vorspielen und so ihre Wünsche erfüllen."

"Bravo!" rief Montariol.

"Ich werrrde ihrrr mein Theater schicken," polterte Esparbarinque, welcher als Hauptmann von Drapiers Compagnie ebenfalls zu der Versammlung zugezogen war, "und ich werrrde ihrrr Monologe herrrsagen, daß sie sich vorrr Lachen ausschütten soll."

Frau Collas, die neben Bonnet saß, beugte sich zu ihm herüber und flüsterte ihm ins Ohr.

"Die liebe Julia ist wirklich zu naiv, sie merkt gar nicht, daß die ganze Geschichte nur darauf hinausläuft, daß zwischen Herrn Montariol und Frau Bontemps wieder Rendezvous möglich werden, die wegen der Eifersucht des Hauptmanns — anständigerweise nicht mehr in dessen Hause abgehalten werden konnten."

"Ich kenne Herrn Montariol erst seit heute," erwiderte Bonnet, "und hätte hinter seiner rauhen Außenseite nicht so viel Großherzigkeit und Edelmut gesucht."

"Sie sagen das ja nur, weil er Julia Beifall gespendet hat."

Bonnet antwortete nicht, sondern hörte zu, was man für Maßregeln für den folgenden Morgen traf.

"Um zehn Uhr werde ich den Salon mit Blumen schmücken," sagte Frau von Genevrais.

"Um elf Uhr schicke ich dann das Frühstück," fuhr die Baronin La Fontan fort.

"Das Schlimmste, was uns noch bevorsteht," sagte Julia, "ist die Trennung der Mutter von ihrem Kinde; ich habe der Amme gesagt, sie möchte um zwei Uhr dort sein, so daß sie so gegen halb drei Uhr wieder fortgehen wird. Meine

Mutter, meine Schwester und ich wollen zu der Zeit bei Frau Drapier sein und sie über den Abschied zu trösten suchen; dann läßt man sie vielleicht am besten etwas allein, damit sie sich ungestört ausweinen kann. Wenn dann aber eine der Damen gegen drei Uhr zu ihr hingehen wollte, würde das gewiß eine sehr nützliche Zerstreuung für sie sein."

"Wir wollen um drei Uhr dort sein," riefen Frau von Genevrais und Frau Dontemps zugleich.

"Was ist das nun wieder für eine Manier, sich so öffentlich zum Rendezvous zu bestellen!" zischte Frau Collas.

"Und wann dürfen wir unsre Aufwartung machen?" fragte Cholet.

"Wann Sie wollen, meine Herren."

Am folgenden Tage wurden diese Verabredungen pünktlich innegehalten: in aller Frühe stellte Julia ihren Pächter der Kranken vor, die sich lange mit ihm unterhielt und ihm die Sorge für ihr Kindchen recht ans Herz legte; um zehn Uhr kam Frau von Genevrais mit Blumen und ordnete sie im Salon nach den Angaben Frau Drapiers in die Vasen. Um zwei Uhr endlich kam Julia mit Mutter und Schwester und brachte die Amme.

Das kleine Mädchen war angezogen und die Windelausstattung lag wohlgeordnet in der Kiste und den Pappkasten.

"Das ist ja ein niedliches kleines Ding," sagte die Amme und nahm sie auf den Arm, "du sollst es schon gut bei mir haben, nicht wahr, Herzchen?"

Die Thränen stürzten der Mutter aus den Augen und sie wandte sich ab, um sie zu verbergen.

"Sie werden sie ja in acht Tagen wiedersehen," tröstete Julia.

"Das weiß ich wohl, aber ich kann mich nicht beherrschen, ich war ja so glücklich, daß ich das Kind bei mir hatte."

Sie wollte die Trennung noch etwas hinhalten, aber die Amme hatte ihren kleinen Wagen vor der Thür und meinte, ihr Mann würde ungeduldig werden, wenn sie nicht bald hinunterkäme, denn sie müßten sich heuer mit der Feldarbeit sehr beeilen.

"Sie werden sie nicht — schlecht behandeln!"

"Sie schlecht behandeln! Das kleine Ding! Aber, heilige Jungfrau, wie kommen Sie darauf?"

Julia hatte ganz recht geahnt. Frau Drapier brach in

ein herzerbrechendes Weinen aus und es war nur gut, daß die Frau Baronin La Fontan, Frau Bontemps und Frau von Genevrais sie auf andre Gedanken brachten.

Nachdem nun noch Montariol, Bonnet und Cholet angelangt waren, wurde die Unterhaltung allgemein; Frau Drapier lag auf ihrem Sofa, warf hier und dort ein Wort mit dazwischen oder horchte verklärten Angesichts dem Gespräche.

Zu guter Letzt erschien denn auch Esparbarinque und brachte das rechte Wort zur rechten Zeit vor: „Das ist die reizendste kleine Gesellschaft, die ich je in La Feuillade mitgemacht habe.“

Frau Drapier erröthete vor Stolz.

„Und ich will mir die Sache zu nütze machen und Ihnen meine ‚Belagerung‘ hersagen,“ fuhr Esparbarinque fort. „Später schicke ich Ihnen dann mein Theater.“

Nach der „Belagerung“ setzte sich Bonnet ans Klavier und spielte Walzer, während die Unterhaltung ruhig im Gange blieb.

Inmitten dieser Gesellschaft, die sich in seinem Salon bewegte, erschien Drapier düster, beschämt und freudig zugleich.

Um halb fünf Uhr wurde eine Gefrierbüchse gebracht, aus der Montariol ein Scheibchen Gefrorenes nahm und es seiner Kranken anbot.

„Oh, Sie überhäufen mich ja mit Liebenswürdigkeiten.“

„Ach, durchaus nicht, dies ist Medizin, wie jede andre, und muß täglich zweimal um halb fünf Uhr und des Abends eingenommen werden.“

Aber das konnte Drapiers Eitelkeit nicht ertragen, daß man seiner Frau solche Arzneien anbot. Das sagte er auch Montariol rund heraus.

„Ich kann es ja nicht zurückweisen, weil es eben Medizin ist, ich nehme es aber nur unter der Bedingung an, daß Sie mir sagen, was es kostet.“

„Nichts! Sie wissen doch, daß wir dazu Maschinen haben.“

In Wirklichkeit war Montariols Maschine eine Lokomotive, die ihm auf seine Bestellung täglich zweimal das Eis von Bordeaux herbrachte.

„Aber Sie müssen doch kleine Auslagen dafür haben, zum Beispiel für Milch, Zucker und Fruchtsaft?“

„Das kostet mir vielleicht drei Groschen per Tag, das können Sie sich ja notieren, wenn Sie es wollen; Sie werden mir aber doch nicht die drei Groschen jeden Tag in die Hand drücken! Wenn Ihre Frau wieder gesund ist, werde ich Ihnen schon meine Rechnung über die Auslagen zuschicken.“

„Dann nehme ich es mit Dank an.“

Auch Frau Drapier bezeugte den Damen ihre Dankbarkeit, die sich so liebenswürdig um sie bekümmert hätten, aber auf eine etwas weniger grobe Art und Weise: „Ich mußte wirklich krank werden,“ sagte sie zu Julia und küßte sie, „um einen solchen Freudentag zu erleben.“

„Jetzt werden noch viele solche Tage kommen, das sollen Sie sehen.“

Wirklich war es am folgenden Tage genau so wie am vorhergehenden: am Morgen kam der Pächter mit Butter und Eiern und bestellte, daß die Kleine eine gute Nacht gehabt hätte und einen riesigen Appetit entwickle; um zehn Uhr brachte Frau von Genevrais einen Korb voll Blumen, und von zwei Uhr ab füllte sich ihr Salon mit Besuchern. Es wurde Musik gemacht, Esparbarinque sagte einen Monolog her, Carrelet ebenfalls einen, und sie würden damit bis Mitternacht abgewechselt haben, wenn man sie nicht unterbrochen hätte.

Frau Drapier thronte unterdessen auf ihrem Sofa und lächelte jedem zu, als ob sie eine Königin wäre.

Endlich, endlich konnte sie alles genießen, was sie so heiß und lebhaft ersehnt hatte.

Es fehlte ihr nur noch eine glänzende Toilette, und dieser Wunsch wurde auch bald beraten, obwohl sie niemals davon sprach, und es wurde beschlossen, ihr einen Schlafrock in weißem Kaschmir mit rosa Seide gefüttert zu sticken.

„Ich weiß wohl, daß die Schleppen nicht mehr Mode sind, ich möchte aber sehr, sehr gern eine daran haben.“

So wurde denn auch eine lange Schleppe gestickt, und jede Dame arbeitete während der Zeit, wo sie dort war, an dem Rocke unter Leitung von Frau von Genevrais, die sich alle ihre Kleider selbst machte.

Niemand durfte zu spät kommen oder gar fehlen, denn dann gab ihm die Kranke leise zu verstehen, daß sie das sehr betrübt hätte, denn sie wäre ja so glücklich, wenn sie alle ihre Freunde um sich sähe.

Diese Pflege und Zerstreuung brachte wohl einen sehr

heilsamen Eindruck auf Frau Drapiers Gemüt hervor. Dagegen halfen Montariols Medikamente gar nicht gegen die Krankheit, die mit entsetzlicher Schnelligkeit Fortschritte machte.

„Es war zu spät,“ sagte er, wenn er gefragt wurde, „die Zehrung hatte schon begonnen.“

Bald war keine Hoffnung mehr geblieben, ihre Tage waren gezählt.

„Wir wollen ihr wenigstens noch eine kleine Freude mit ihrem Kleide machen,“ meinte Julia.

Aber obwohl sich jetzt alle mit der Arbeit sehr beeilten, war es doch zu spät. Als der Schlafrock endlich fertig war, lag Frau Drapier im Sterben. So wurde sie denn darin begraben.

Was man für die Kranke gethan hatte, that man noch weiter für die Tote: alle ihre Pflegerinnen wollten ihr Begräbnis besorgen, und diesmal stand ihnen auch Drapiers Stolz nicht im Wege; ohne ein Wort des Widerspruches, ja beinahe ohne ein Wort des Dankes ließ er sie ruhig gewähren.

Erst als sie vom Kirchhof kamen, sprach er einige Worte, daß er von den Beweisen der Teilnahme und der Achtung, mit denen man ihn überhäuft hätte, ganz gerührt wäre.

Dann faßte ihn Hoctruie unter den Arm und sagte ihm, daß er heute abend am Lieutenantstisch erwartet würde, wo ihm seine Kameraden und Freunde gern die Hand drücken wollten.

Er kam auch wirklich, setzte sich zwischen Bonnet und Cholet, seine beiden Kameraden von der Kriegsschule, und murmelte: „Wer hätte mir wohl gesagt, daß ich mich eines Tages freuen würde, wieder am Kasinotische zu sitzen.“

Neununddreißigstes Kapitel.

Bei der Rückkehr von Frau Drapiers Begräbnis hatte sich Frau Collas Bonnet genähert und war auch neben ihm hergegangen, ohne daß er es verhindern konnte. Sollte er noch einmal dieses elende Geschwätz über sich ergehen lassen? Er hatte vergebens flehentliche Blicke umhergeworfen, niemand

war ihm zu Hilfe gekommen, weil der Majorin alle aus dem Wege gingen.

„Aha! da hat sich die Benzin Bonnet geangelt,“ sagte Bézin, „wer will ihn befreien?“

„Ich nicht,“ sagte Derodes, der seit sechs Tagen wieder in La Feuillade war.

„Ich auch nicht,“ sagte ein andrer.

„Nun!“ fragte Frau Collas, indem sie die Worte wie gewöhnlich durch die Zähne pfiß, wodurch sie es fertig brachte, daß sie nur von denen verstanden wurde, mit denen sie gerade sprach, „haben Sie Julia von dem Gerebe, welches durch die Stadt läuft, in Kenntniss gesetzt?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Da haben Sie aber gar nicht recht gehandelt.“

Bonnet antwortete nicht.

„Sehen Sie sich Agnes einmal an,“ fuhr Frau Collas fort. „Agnes ging mit ihrer Mutter, Großmutter und Schwester einige Schritte vor ihnen her.“

„Ich kann nichts Außergewöhnliches an ihr finden,“ erwiderte Bonnet überrascht.

„Nichts? Nun, was habe ich Ihnen denn gesagt, als wir nach Der gingen? Rufen Sie sich das 'mal ins Gedächtnis zurück, dann werden Sie gleich merken, was ich gemeint habe; sie ist kein Mädchen mehr, sondern eine Frau.“

Bonnet sah Frau Collas an als ob er sie erdroffeln wollte.

„Das bringt Sie nun wieder außer sich; Sie können aber sagen, was Sie wollen, so ist es, so ist es.“

Dann blieb sie stehen, um allen, die hinter ihnen herkamen, dieselbe Neuigkeit mitzuteilen.

Jetzt durfte er nicht länger schwanken oder zögern; die arme Frau Drapier konnte ihn nicht mehr vertreten; Derodes war zurückgekommen; so mußte er denn mit Julia sprechen. Es wäre unrecht von ihm gewesen, wenn er noch länger gewartet hätte.

Noch an demselben Abend nach dem Diner ging er zu Frau von Boismoreau, wo er Agnes mit Frau Amilhou allein auf der Terrasse fand; mit ihnen hatte er nichts zu sprechen, so daß er seine Enttäuschung nicht ganz verbergen konnte.

„Sind Ihre Frau Mutter und Fräulein Julia ausgegangen?“

„Nein, meine Mutter hatte der traurige Vorgang von heute sehr aufgeregt und sie war recht nervös geworden; meine Schwester ist eben hinaufgegangen, um sie zu Bett zu bringen.“

„Welches Unglück,“ sagte Frau Amilhou, die ungefähr aus dem Gesichtsausdruck ihrer Enkelin geschlossen hatte, daß von Frau Drapier die Rede war.

Agnes kümmerte sich nicht weiter um das Mißverständnis ihrer Großmutter und fragte in einem Tone, der zu gleichgültig war, als daß er aufrichtig erschienen wäre: „Hat Ihnen Herr Derodes nicht gesagt, daß er heute abend kommen würde?“

„Nein, gnädiges Fräulein,“ antwortete Bonnet, der sich ärgerte, daß sie zu ihm überhaupt von Derodes sprach.

Als er jedoch bemerkte, welche Verwirrung seine Antwort auf Agnes' Antlitz hervorrief, ergriff ihn heftiges Mitleid mit ihr.

„Ich habe ihm allerdings auch gar nicht gesagt, daß ich selbst herkommen würde.“

Sie schwiegen beide einen Augenblick still, und diese Pause benutzte Frau Amilhou, um ihren Gesprächsstoff weiter zu spinnen.

„Mit dreiundzwanzig Jahren,“ sagte sie.

Bonnet nahm die Tafel und schrieb darauf: „Ihr Tod ist sanfter gewesen, als das letzte Jahr ihres Lebens!“

„Für die Sterbenden ist der Tod nicht schlimm, aber für die Hinterbliebenen ist er schrecklich; was soll aus dem armen kleinen Mädchen werden? Wir wollen schon für sie sorgen, solange sie bei ihrer Amme ist, wo es ihr gut geht; was soll aber dann mit ihr geschehen?“

„Hat Herr Derodes mit Ihnen von seiner Mutter gesprochen?“ fragte Agnes.

„Ich habe zufällig gehört, daß es ihr wieder gut geht. Aber haben Sie ihn denn seit seiner Rückkehr noch nicht gesehen?“

„Nein.“

Bonnet fragte sich, ob der Schritt, den er thun wollte, vielleicht nicht mehr nötig wäre, da Derodes seit sechs Tagen nicht mehr gekommen war, und beschloß, Agnes danach auszuforschen. So fragte er denn: „Wie kommt es denn, daß Sie ihn noch nicht wieder gesehen haben?“

„Das kann ich nicht sagen, er glaubte gewiß, unsre

Zeit würde vollständig durch Frau Drapier in Anspruch genommen."

"Ist er denn niemals zu Frau Drapier gekommen?"

"Nein, wenigstens nicht, wenn wir dort waren."

Aus diesen Antworten allein konnte man schwer sehen, was hinter diesem Fortbleiben steckte, wenn man aber den Ton vernahm, in dem Agnes von Derodes sprach, wenn man auf ihren unruhigen Blick und ihre zitternde Stimme achtete, so wußte man von allem Bescheid. Obwohl Bonnet nicht das scharfe Auge einer Frau Collas besaß, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß sich Agnes von Tag zu Tage mehr verändert hatte; ihr Gesicht war mager geworden, ihre Augen waren scheu zu Boden gesenkt, um die Lippen zuckte es schmerzlich, und ihr ganzes Wesen war weit verschieden von ihrer ehemaligen Lebhaftigkeit und Munterkeit. Nicht weniger charakteristisch war es, daß sie verwirrt und verlegen wurde, sobald man sie forschend ansah, sie versuchte dann mit aller Gewalt zu lächeln und wieder das fröhliche und schalkhafte Mädchen zu sein, das sie früher gewesen war.

Indessen trotz dieser sichtlichen Veränderungen konnte er doch nicht glauben, daß Frau Collas' Behauptung wahr sei. Dieses zierliche Kind sollte bald Mutter werden, das war doch sehr unwahrscheinlich, das konnte er sich in der Agnes, wie er sie früher gekannt hatte, nicht vorstellen, das schien damit unvereinbar zu sein.

Julia kam jetzt auch zu ihnen auf die Terrasse, und während einiger Zeit sprachen sie nur noch von Frau Drapier und ihrem Kinde.

"Herr Bonnet," sagte Julia, "Sie müssen mir zu Hilfe kommen, damit Herr Drapier es zugibt, daß ich die Amme bezahle."

"Ich bin nicht sehr stark im Intriguenspinnen; Drapier gegenüber ist es, glaube ich, das beste, wenn man ihm überhaupt nichts sagt. Ohne Zweifel wird er selbst mit Ihrem Pächter sprechen, doch wird schon eine gute Zeit dahingehen, bis es vom Sprechen zum Bezahlen kommt, besonders wenn er nicht weiß, daß er Ihnen das Geld schuldet; einem Bauer gegenüber leidet sein Stolz nicht so sehr."

Bonnet fragte sich, wie er wohl Julia sagen könnte, daß er mit ihr unter vier Augen zu reden wünschte, als sie selbst Agnes bat, doch einmal nachzusehen, ob ihre Mutter eingeschlafen wäre.

Trotz seiner grenzenlosen Verlegenheit fing er sofort an. Obwohl Frau Amilhou nicht verstehen konnte, was er sagte, so war ihm ihre Gegenwart doch sehr angenehm, er fühlte sich dadurch weniger mit Julia allein.

„Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, gnädiges Fräulein, was mir sehr schwer werden und Ihnen sehr peinlich sein wird.“

„Mir?“

„Ja, Ihnen allen! Nur die Achtung und die Dankbarkeit, die ich für Ihre Familie hege, erschließt mir die Lippen und macht mir das Reden zur Pflicht.“

Ein fliegende Röte kam und ging auf Julias Antlitz, es überkam sie eine Art Vorahnung; denn wenn sie auch selbst von niemand etwas zu fürchten hatte, so fühlte sie doch, daß Agnes nicht unantastbar war.

„Bitte, reden Sie schnell,“ sagte sie.

„Als ich wegen der Kartenarbeit nach Der ging, reiste ich mit Frau Collas zusammen, die mir viel von Fräulein Agnes und Herrn Derodes erzählt hat.“

Die Röte auf Julias Gesicht wich einer tiefen Blässe.

„Nicht wahr, man spricht darüber?“ sagte sie.

„Frau Collas ist die einzige, die mit mir darüber gesprochen hat, und wie Sie und alle Welt weiß ich, was man auf das Gerücht zu geben hat, das aus diesem bösen Munde kommt; das Schlimme aber ist, daß sie nicht mit mir allein davon gesprochen, sondern daß sie mit ihrer gewohnten Verleumdungswut ihre Bemerkungen über die ganze Stadt hin verbreitet hat, so daß Ihre Lage, obwohl man Frau Collas kennt, doch ziemlich — gefährlich werden kann.“

„Was hat sie denn aber gesagt?“

„Daß Fräulein Agnes jetzt traurig und zerstreut wäre, daß sie sich sehr verändert hätte, und daß Herr Derodes an allem diesem schuld wäre. Dabei gibt sie aber durch ihr Niensspiel noch mehr zu verstehen, als durch ihre Worte.“

Julia war außer sich und wagte ihre Augen nicht zu Bonnet zu erheben; als ihre Großmutter ihre Aufregung bemerkte, sagte sie, weil sie glaubte, das Gespräch drehe sich noch immer um die Drapiers: „Was ist denn diesem armen Herrn Drapier noch zugestoßen?“

Julia nahm die Tafel und schrieb: „Ich will dir nach-

her alles erzählen; wegen Herrn Drapier sei unbesorgt, ihm steht kein Unglück mehr bevor."

"Das ist gut, das ist gut."

Bonnet nahm wieder das Wort: „Frau Collas hat sogar gewollt, daß ich mit Ihnen darüber spräche; ich wollte es aber zuerst nicht thun und kam zuletzt zu dem Entschluß, Ihnen Frau Drapier zu schicken, damit ich mit Ihnen nicht über einen so peinlichen Gegenstand zu sprechen brauchte. Als ich jedoch zu Frau Drapier hintam, fand ich sie krank, und außerdem hatte Herr Derodes La Feuillade verlassen. So habe ich denn gewartet. Aber als wir heute vom Kirchhof kamen, hat mich Frau Collas wieder angerebet und mir wieder ihre Bemerkungen zugeflüstert."

Was jetzt kommen mußte, das entscheidende Wort, war zu derbe und roh, als daß er es zu dem Mädchen hätte sagen können, das er liebte. Nein, er konnte es nicht aussprechen.

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich weiß nicht, wie ich es sagen soll; es gibt Worte, die eine Frau wohl einem Manne sagen kann, die dieser Mann aber einem jungen Mädchen, welches er achtet, nicht wiederholen darf und kann. Der Sinn dieser Worte ist aber, daß Herr Derodes Fräulein Agnes heiraten muß."

Julia sah ihn einen Augenblick verständnislos an, endlich kam es über sie wie eine Erleuchtung, dann murmelte sie ganz verwirrt: „Oh — ich verstehe."

„Ach, gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, daß ich Ihnen diesen Schmerz bereite, ich glaubte aber, als Ihr Freund zu handeln."

Sie reichte ihm die Hand: „Und Sie haben auch als unser Freund gehandelt, ich danke Ihnen dafür; kein anderer würde den Mut gehabt haben, so zu mir zu sprechen, wie Sie es gethan haben."

Frau Amilhau sah sie überrascht an, sie wagte aber nicht nachzufragen; was mochte nur vorgefallen sein? Auf dem Gesicht ihrer Enkelin malte sich eine heftige Angst, und Bonnet schaute verwirrt zu Boden, dabei wurde sie selbst ganz unruhig, obwohl die beiden jungen Leute sich jetzt die Hände schüttelten.

„Wir dürfen Großmama nicht vergessen," sagte Julia, „ihr muß der Schmerz erspart bleiben, der mich zu Boden drückt."

Da sie nicht wußten, was sie sich für ein Aussehen geben sollten, um Frau Amilhou zu beruhigen, schwiegen sie beide.

Bonnet hatte nichts mehr zu sagen, und am liebsten wäre er so schnell wie möglich fortgegangen, ohne sich noch weiter aufzuhalten. Julias Aufregung brachte ihn zur Verzweiflung, er hätte viel darum gegeben, wenn ihr das Errotten erspart geblieben und die hereinbrechende Nacht dunkler gewesen wäre.

Er stand auf.

„Wollen Sie nicht auf Agnes warten?“ fragte Frau Amilhou.

Bonnet gab ihr durch ein Zeichen zu verstehen, daß ihm das unmöglich wäre, und drückte die zitternde Hand der alten Dame, die sie ihm darbot.

Julia begleitete ihn bis zum Thorweg.

„Wundern Sie sich nicht,“ sagte sie, „daß ich Ihnen noch nicht sagen kann, was wir beginnen wollen. Nach dem, was Sie für uns gethan haben, ist es ja meine Pflicht. Aber Sie begreifen, daß ich vor allen Dingen meine Schwester fragen muß. Kommen Sie, bitte, morgen wieder, wer weiß, ob wir Ihre Hilfe nicht nötig haben werden.“

„Den größten Achtungsbeweis, den Sie mir liefern können, ist, daß Sie dieselbe annehmen.“

Die Worte waren mit Willen sehr gehalten gesprochen, aber der Ton verriet, daß sie aus einem warmen Herzen kamen.

Vierzigstes Kapitel.

Julia stieg eilends zur Kammer ihrer Schwester hinauf und öffnete die Thür so schnell, daß Agnes, die in einem Sessel saß und ihren Kopf in ihre beiden Hände vergraben hatte, in ihrer Ueberraschung weder Zeit noch Ueberlegung genug besaß, die Thränen abzutrocknen, die ihr über die Wangen rannen.

Sie legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte mit zitternder Stimme: „Agnes, die Wahrheit, sag mir die Wahrheit!“

Agnes brauchte nicht zu antworten, sie hob nur den Kopf zu ihrer Schwester empor, und ihr thränenüberströmtes Antlitz, welches der letzte Abendschein beleuchtete, sagte genug.

„Wahr also! Es ist also wahr!“ schrie Julia auf und taumelte zurück, dann stürzte sie aber sofort wieder auf ihre Schwester zu und umschloß sie schluchzend mit ihren beiden Armen: „Ach, mein armes Kind, mein unglückliches Kind!“

Sie schloß sie noch fester in ihre Arme und weinte mit ihrer Schwester zusammen.

„Wahr! Wahr! Es ist wahr,“ murmelte Julia, als ob sie es noch immer nicht fassen könnte, „du, meine Agnes, meine Schwester, mein Herzblatt, du mein Stolz!“

In diesen abgerissenen Worten, die ihre Lippen unbewußt ausstießen, lag wohl ein Vorwurf und zorniger Unwille, aber noch viel mehr Schmerz, Verzweiflung und mütterliche Zärtlichkeit.

Agnes preßte sie heftig an sich und küßte sie heiß und leidenschaftlich, dann sagte sie mit flehender Stimme: „Julia, verstoße mich nicht, bleibe bei mir, hilf mir, rette mich!“

„Und du hast mir nichts davon gesagt. . .“

„Es hat mir das Herz abgedrückt, daß ich nicht zu reden wagte.“

„Du hast es mir verheimlicht. . .“

„Ich schämte mich so sehr, wenn du mich ansahest, daß ich meine Lippen nicht voneinander bringen konnte.“

„Bin ich denn nicht deine Schwester, deine Freundin, deine Mutter?“

„Aber gerade deshalb mochte ich nicht sprechen, der Gedanke an deine Vorwürfe, an die Röthe der Scham, die in deinen Wangen aufsteigen würde, und an den Schmerz, der dich treffen mußte, alles das schloß mir den Mund. Jetzt erst weiß und fühle ich, wie ich dich liebe, Julia!“

Während einiger Minuten war nichts als Schluchzen vernehmlich, dann befreite sich Julia von der Umarmung ihrer Schwester, schloß die Fensterladen, daß es ganz dunkel wurde, und ging wieder zu Agnes, setzte sich in einen Sessel und nahm sie auf ihren Schoß wie ein kleines Kind.

„Jetzt erzähle mir alles,“ flüsterte sie, indem sie Agnes' Kopf an ihre Schulter drückte.

„Oh, bitte, erlaß es mir!“

„Ich muß alles wissen.“

„Ich kann es nicht sagen.“

Ohne weiter in sie zu dringen und ohne heftig zu werden, hielt Julia sie fest in ihrem Arm, lehnte ihre Wange an die ihrer Schwester und wartete, daß dieser Krampf von Schluchzen und Thränen allmählich aufhörte.

„Nun, nun, nimm dich zusammen, mein Herzblatt,“ sagte sie von Zeit zu Zeit.

„Ja . . . sofort; ich weiß wohl, daß ich dir alles sagen muß; ich wollte es ja schon so lange thun, hundertmal war ich fest entschlossen, es dir zu sagen, aber mir fehlte immer der Mut, anzufangen; wenn ich dich ansah, und du mich wieder anschautest, konnte ich es nicht übers Herz bringen.“

„Jetzt kann ich dich aber nicht sehen, die Läden sind geschlossen, du wirst weniger unglücklich sein, wenn wir beide zusammen sind; du weißt doch, daß ich dich nicht von mir stoßen werde, du weißt, daß ich dich retten kann.“

„Mich retten!“

„Daß ich dir helfen kann.“

„Und Mama und Großmama?“

„Wir wollen uns besinnen, dann werden wir schon etwas finden; aber gerade deshalb mußt du mir alles erzählen, alles.“

Allmählich, und als ob es ihr der Instinkt eingegeben hätte, hatte Julia begonnen, Agnes in ihrem Arm hin und her zu wiegen. Eine junge Mutter hätte nicht zärtlicher mit ihrem leidenden Kinde umgehen können, und endlich löste sich die Verzweiflung des unglücklichen Mädchens. Das Zimmer war dunkel, und in der Stille des Abends hörte man nichts weiter, als das Geräusch ihres beklommenen Atems, oder dann und wann einen Seufzer oder ein Schluchzen.

„Arme Kleine, mein armer Liebling,“ murmelte Julia von Zeit zu Zeit, indem sie ihre Hand streichelte und sie küßte, „armes Herz, sprich zu deiner Schwester, sprich zu deiner Mama . . .“

„Oh, Mama, Mama! Und meinetwegen bist du jetzt zur Verzweiflung gebracht, durch mich bist du entehrt, du, die so gut ist, du, die ich immer so zärtlich geliebt habe, du, die du mich erzogen hast!“

Julia mußte sich zusammen nehmen, daß sie nicht weich wurde und daß sie den Kopf oben behielt, denn war sie nicht die Mutter?

„Und wenn ich denke,“ sagte Agnes, „daß du alles gehnt und mich davor gewarnt hast! Ich höre sie noch, deine

klugen Worte, die ich mir seitdem so oft, so oft wiederholt habe. Erinnerst du dich noch, was du mir damals gesagt hast: „Was soll daraus werden, wenn du ihn liebst, und er dich nicht liebt, du willst ihn fangen, was mag aber davon kommen, wenn er dich fängt?“ Ja, er hat mich gefangen, Julia, er hat mich gefangen! Und dabei waret ihr mir zur Seite, um mich zu beschützen, du, Mama, Großmama, ihr alle, die ich liebe, und die ihr mich liebt. Und wie hat er mich gefangen? Ach, ich möchte es dir gern sagen, ich weiß es aber selbst nicht! Ich dachte, ich wäre so stark, daß ich mir mein Leben zurecht zimmern könnte, wie ich wollte. Oh, wie thöricht bin ich gewesen, wie elend bin ich jetzt!“

Sie konnte nicht weiter sprechen, bald aber begann sie von neuem: „Am Abend nach der Vorstellung hat er zum erstenmal offen mit mir gesprochen, ich glaubte, er liebte mich. Aber ich war dessen nicht sicher, da er es mir niemals gesagt hatte; ich glaubte, was ich hoffte und was ich wünschte. Nach der Bouchetiquette näherte er sich mir und sagte ganz leise: ‚Ich muß Sie sprechen, seien Sie heute nacht um zwölf Uhr auf der Terrasse.‘ Und um zwölf Uhr war ich auf der Terrasse, Julia . . .“

„Und um zwölf Uhr warst du auf der Terrasse!“

„Warum, weshalb, danach frage mich nicht, das weiß ich selbst nicht. Ich kann dir nur sagen, es zog mich unwillkürlich dahin.“

„Und er kam auch?“

„Ueber den Felsen. Dann verlangte er, daß ich ihm sagte, ich liebe ihn; ich wollte es nicht und habe es auch nicht gesagt.“

„Ah! das war gut.“

„Er ist ärgerlich fortgegangen; dann kam sein Vater, und ich glaubte, er würde um mich anhalten; das glaubtest du doch auch?“

„Allerdings.“

„Siehst du wohl. Als sein Vater abgereist war, bestellte er mich wieder auf die Terrasse, er wollte wieder, daß ich ihm gestände, ich liebe ihn . . . und . . . im Salon habe ich es ihm gesagt.“

„Ist er oft gekommen?“

„So oft es hell genug war, um den Felsen zu bestiegen.“

„Und hast du ihn wieder gesehen, seitdem er von seiner Mutter zurückgekommen ist?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ach, warum nicht; weil er mich nicht mehr liebt, weil er mich verläßt.“

„Wie kommst du auf den Gedanken?“

„Ich habe ihm geschrieben, er ist nicht gekommen, und erst durch Herrn Bonnet habe ich eben erfahren, daß seine Mutter wieder gesund ist; bei Frau Drapiers Begräbniß sah ich ihn an, um ihn zu mir heran zu winken, er wandte die Augen ab; ich wollte neben ihm hergehen, er blieb zurück. Nein, nein, nein, er liebt mich nicht mehr, er liebt mich nicht mehr!“

Julia unterdrückte kaum einen Schrei des Entsetzens.

„Weiß er —?“

„Er hat es mir selbst gesagt.“

„Oh Gott!“ rief Julia ganz verzweifelt. „Unser Unglück ist noch schrecklicher, als ich mir gedacht hatte!“

Beide waren einen Augenblick still, dann sank Agnes vor ihrer Schwester in die Kniee und nahm ihre beiden Hände in die ihrigen.

Nach einer langen Pause sagte sie: „Was hat dir denn Herr Bonnet gesagt, daß du zu mir kommen konntest, um von mir die Wahrheit zu fordern?“

„Was man sich in der ganzen Stadt erzählt.“

„In der ganzen Stadt!“

„Was Frau Collas unter die Leute bringt.“

„Dann ist alles verloren, dann ist es aus.“

„Warum aus? Damit eben nicht alles aus ist, damit ich dich verteidigen und retten kann, habe ich dich gebeten, mir die Wahrheit zu sagen, weil ich Bonnet nicht glauben wollte.“

„Er weiß . . . er hat dir gesagt?“

Obwohl Julia ihre Schwester nicht sehen konnte, fühlte und erriet sie doch, daß sie ihr Antlitz in den Händen verbarg.

„Du kennst ihn nicht,“ antwortete sie, „er ist der zartfühlendste und ehrenwerteste Mann; wie dich, überkam mich im ersten Augenblick Schrecken und Scham, als ich den Sinn seiner Worte verstand: ‚Herr Derodes muß Fräulein Agnes heiraten.‘“

„Aber was sollen wir nun machen, er liebt mich ja nicht mehr.“

„Vor allen Dingen müssen wir in Erfahrung bringen, ob er ein Mann von Ehre ist oder nicht.“

„Aber wie sollen wir das anfangen?“

„Laß uns nachdenken.“

„Denke du nach, ich kann nicht mehr denken, ich habe keine Gedanken mehr, entweder bin ich verrückt oder unzurechnungsfähig.“

Es dauerte lange, ehe Julia antwortete; niemals war ihr ihre Mutterrolle so schwer geworden, dies Gewicht drückte sie fast zu Boden.

„Großmama?“ sagte sie vor sich hin, „das ist nicht möglich; Mama? ach, die arme Frau, und doch müssen wir ihnen alles sagen. Ich? Wenn er käme, ja. Aber da er nicht mehr kommt, da er nicht mehr kommen will — ich kann doch nicht zu ihm gehen! Aber wer kann mich vertreten?“

Sie befaß sich einen Augenblick.

„Wir haben keinen, keine Verwandte, keine Freunde, die für mich sprechen und uns verteidigen können.“

„Allmächtiger Gott!“

Sie schwieg wieder einen Augenblick, dann ergriff sie die Hand ihrer Schwester und drückte sie fieberhaft: „Doch, wir haben einen,“ rief sie.

„Wen?“

„Ihn, der den Mut und die Ehrlichkeit hatte, zu sprechen, als alle Welt rund um uns her schwieg —“

„Bonnet! — Du wolltest!“

„Kennst du jemand, der unsres Vertrauens würdiger wäre? Kannst du mir einen nennen, der so edel, stolz und treu ist, wie er?“

„Aber ist denn ein Grund vorhanden, daß er unsre Verteidigung übernimmt?“

„Er liebt mich.“

„Hat er es dir gesagt?“

„Nie!“

„Und du?“

„Ich liebe ihn wieder; von dem Tage an, wo ich ihn zum erstenmal gesehen habe, fühlte ich mich zu ihm hingezogen, und wollte deshalb auch, daß er dein Mann würde. Oh, warum hast du ihn damals nicht genommen!“

„Ich hätte dir dein Glück genommen.“

„Aber ich würde über das deine beruhigt gewesen sein. Doch daß ich Bonnet liebe und von ihm wieder geliebt werde, macht uns beide nicht glücklich. Sein Stolz steht trennend zwischen uns: er ist arm und ich bin reich, wenigstens zu reich für ihn; seine Ehre und sein Selbstbewußtsein werden ihm immer die Lippen schließen, wie sie ihm bis heute das Reden verwehrt haben; die Erbschaft, die ihm in Aussicht gestellt war, würde ihn zu einer Erklärung bewogen haben, aber diese Erbschaft ist verloren.“

„Was erwartest du von ihm?“

„Ich habe ihn gebeten, morgen zu kommen, dann wollen wir uns beraten; ich brauche ihm nichts mehr mitzuteilen, da er ja alles schon weiß; wir argumentieren wie unglückliche verführte Frauen, die nichts verstehen und nichts vermögen; er wird mit uns die Sprache eines Mannes reden, die Sprache eines vernünftigen Mannes. Sei überzeugt, liebe Agnes, wenn du gerettet werden kannst, ist es nur durch ihn möglich. Und mein Herz sagt mir, daß er dich retten wird.“

„Ach, wenn ich doch hoffen könnte, wie du, wenn du mir doch etwas von deinem Glauben mitteilen könntest!“

„Ja, ich glaube an Bonnet.“

„Und ich kann nicht mehr an den glauben, den ich liebe.“

„Solange der Kampf noch möglich ist, darf man nicht verzagen, und Bonnet macht uns den Kampf möglich, das mußt du dir sagen und dir dabei immer und immer wiederholen, daß du nicht mehr allein bist, daß wir jetzt auch da sind.“

Dann brachte sie Agnes zu Bett, wie in der Zeit, als sie noch ein ganz, ganz kleines Mädchen war, drückte ihr sanft den Kopf auf die Kissen nieder und hielt ihre Hand so lange in den ihrigen, bis sich der Schlummer auf die schönen getriebenen Augen herabsenkte.

Wie im Traume fühlte Agnes die Lippen ihrer Schwester auf ihrer Stirn.

Einundvierzigstes Kapitel.

Als Bonnet am andern Tage wiederkam, wurde er in den großen Salon geführt, wo alsbald Julia erschien.

Sie wechselten schnell einige höfliche Worte, dann entstand eine lange Pause, die um so peinlicher war, da sie einander nicht anzusehen wagten, sondern mit gesenkten Augen stehen blieben und nicht wußten, was sie thun sollten.

„Bitte, nehmen Sie Platz,“ sagte Julia.

Sie wies auf einen Sessel und setzte sich ebenfalls. Dadurch wurde ihre Verlegenheit aber durchaus nicht gehoben.

Bonnet wäre Julia gern zu Hilfe gekommen und hätte gern begonnen, aber wie sollte er das anstellen? Was sollte er sagen, ohne daß er zu viel sagte?

Glücklicherweise gibt es für diejenigen, die immer den geraden Weg einschlagen, ein treffliches Mittel, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, welches ganz einfach darin besteht, daß sie ihren Weg ruhig fortsetzen; — und das that er jetzt.

„Seit gestern, gnädiges Fräulein, bin ich unter dem Eindruck Ihrer Worte geblieben und kann Ihnen kaum sagen, wie sie mich ergriffen haben.“

Mit einer einfachen und natürlichen Bewegung legte er die Hand aufs Herz und zeigte ihr so, wie aufrichtig er es gemeint hatte.

„Sie haben zu mir gesprochen, als zum Freunde Ihrer Familie, darf ich Ihnen nun versichern, daß ich es wirklich bin, daß ich Ihnen stets treu ergeben sein werde, gnädiges Fräulein, . . . Ihnen und den Ihren?“

„Sie haben wohl schon bemerkt, Herr Bonnet, daß wir deswegen keine Worte mehr zu verlieren brauchen, weil ich von Ihrer Ergebenheit so überzeugt bin, daß ich Sie in dieser — verzweifelten Lage um Hilfe anspreche.“

Sie sagte dies mit niedergeschlagenen Augen, während sie beide in gezwungener Haltung auf ihren Stühlen saßen. Je weiter aber Julia sprach, desto mehr wurde Bonnet Herr seiner Verlegenheit und wollte sie schon frei und offen anschauen, als er bei dem Worte „verzweifelte Lage“ von neuem zu Boden sehen mußte.

Denn das Wort barg ein Geständnis in sich und bestätigte die Befürchtungen, die er seit dem vorhergehenden Abend gehegt hatte; die Lage wäre nicht verzweifelt gewesen,

wenn in den Beziehungen zwischen Agnes und Derodes nur der gute Ton außer acht gelassen wäre; aber es schien jetzt doch so, als ob Frau Collas' Beschuldigungen auf Wahrheit beruhten.

Er wurde ganz verwirrt und herzlich betrübt, da er für Agnes doch eine große Freundschaft fühlte. Was sollte nun aus dem armen Mädchen werden? Außerdem wurde seine Unterhaltung mit Julia sehr, sehr schwierig; er hatte schon nicht recht gewußt, wie er ihr Frau Collas' Andeutungen beibringen sollte, wie sollte sie ihm jetzt die grausame Wirklichkeit nicht allein umschreiben, sondern nackt und unverhüllt bekennen?

Es wäre ihm schon unangenehm gewesen, wenn er mit einer ihm gleichgültigen Person ein solches Thema hätte behandeln sollen. Wie entsetzlich peinlich war ihm aber die Geschichte der Dame gegenüber, die er liebte, die noch dazu nicht einmal eine Frau, sondern ein anständiges und unschuldiges junges Mädchen war.

Indessen mischte sich in seine Verwirrung ein ungewisses Gefühl der Hoffnung und des Stolzes. Hatte sie doch ein so großes Vertrauen in ihn gesetzt, der weder mit ihr verwandt, noch ein langjähriger Freund von ihr war, daß sie ihn unter allen erwählte und ihn um seinen Schutz bat.

Dieser Gedanke flöhte ihm Mut ein, er schlug die Augen auf und sprach mit fester Stimme: „Seien Sie versichert, gnädiges Fräulein, daß kein Geschwätz und Gerede die Gefühle der Teilnahme und Ergebenheit, die ich für Fräulein Agnes empfinde, verändern wird; ich versichere Sie, daß ich mich ihr nicht allein Thretwegen zur Verfügung stelle, sondern auch, daß das Gefühl für sie selbst mich dazu treibt; ich bin zu allem bereit, was Sie von mir verlangen, zögern Sie nicht länger, zeigen Sie mir meine Aufgabe, so brauche ich weiter nichts zu wissen.“

„Und ich muß Ihnen doch alles sagen; wir würden uns der Ergebenheit, die Sie uns bezeugen, nicht würdig machen, wenn wir ein Geheimnis vor Ihnen haben wollten.“

„Muß ich denn dieses Geheimnis durchaus wissen? Darf ich Ihnen nicht blindlings gehorchen?“

„Es ist ja kein Geheimnis mehr für Sie, da Sie mir es selbst mitgeteilt haben und da es ja auch bald die ganze Welt kennen wird: Es ist ja nur zu wahr, daß Herr Derodes meine Schwester heiraten muß.“

Endlich war das Wort gesprochen, dem sie bis dahin immer ausgewichen waren. Jetzt brauchten sie nur noch zu beratschlagen.

Bonnet fragte: „Weigert sich Derodes, diese Heirat einzugehen?“

„Wir haben ihn seit seiner Rückkehr nicht gesehen.“

„Er hat verhindert sein können.“

„Meine Schwester hat ihm geschrieben.“

„Es hat vielleicht eine vorübergehende Verstimmung zwischen ihnen Platz gegriffen?“

„Dieselbe Frage habe ich heute morgen schon an meine Schwester gerichtet, sie hat mir aber geantwortet, daß sie nichts miteinander gehabt hätten.“

„Vielleicht haben seine Eltern während der Zeit, wo er dort war, auf seinen Willen eingewirkt und seine Entschlüsse geändert?“

„Das müssen wir gerade zu erfahren suchen. Aber meine Schwester hat allen Glauben an ihn verloren, wenn sie sich auch nur an die geringste Hoffnung anklammern und die geringste Entschuldigung für ihn finden könnte, würde sie es mir gesagt haben.“

„Nun, da muß man ihn zu einer Erklärung bewegen.“

„Aber wer?“

Bonnet erwiderte nichts, die Frage war schwer zu beantworten.

„Vielleicht meine Großmutter?“ fragte Julia. „Nein, nicht wahr! Oder Mama? Ebenfowenig! Oder ich?“

„Unmöglich!“

„Ich möchte es auch nicht gern, wir sind nur schwache Frauen und Herr Derodes würde es leicht haben, sich über uns lustig zu machen und über unsre Anstalten zu lachen, da wir ihm ja gar nichts thun können. Ach, wenn Agnes noch ihren Vater hätte, oder wenn wir einen Bruder besäßen!“

In der Hitze der Unterhaltung hatten sie einander wieder offen angeschaut, Verlegenheit und Einsilbigkeit waren unter dem Drucke der Angst um ihre Lage gewichen, Schonung und Zurückhaltung waren vor der einen großen wichtigen Frage verschwunden: was Agnes retten könnte.

Aber dieses Wort „wenn wir doch einen Bruder besäßen,“ führte noch zu einem andern Thema: neben Agnes trat jetzt auch Julia auf den Schauplatz; er sah sie jetzt, wie

sie sich inmitten dieser Familie, deren Mutter, Vater und ältere Schwester sie, alles in einer Person, war, sich der Verzweiflung hingab, weil sie nur eine ohnmächtige Frau war, und es nicht mehr genügte, daß sie die Ihrigen durch Güte, Zärtlichkeit und Großherzigkeit glücklich machte, und weil sie sah, daß ihr etwas fehlte, was sie selbst, so lange sie allein stand, niemals erreichen konnte, nämlich die Macht der Autorität.

Als ihn dieser Gedanke, der ihm Herz und Verstand in Verwirrung setzte, nicht zu Worte kommen ließ, fuhr Julie fort: „Glauben Sie nicht, daß wenn ich ein Mann wäre und Derodes auffuchen könnte, wenn ich der Bruder wäre, der uns fehlt, alles gar bald anders werden würde?“

Noch immer schwieg er, und Julia sah, daß er erblaßte; plötzlich sprang er auf und trat vor sie hin: „Wenn Sie selbst nun einen Mann hätten!“

In diesen paar Worten und dem Tone und Ausdruck, in welchem sie gesprochen wurden, lag so viel, daß Julia anfangs ihren ganzen Sinn und ihre volle Tragweite nicht ermessen konnte; plötzlich aber fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, und eine unendliche Freude erfüllte ihr Herz.

„Ja, wenn ich einen Mann hätte!“ sagte sie, „dann wäre Agnes und meine Mutter, Großmama und ich, dann wären wir alle gerettet.“

Dann bot sie ihm ihre Hand und sagte mit strahlendem Blick und zitternder Stimme: „Wollen Sie es sein?“

Er ergriff ihre Hände.

„Sie wissen, daß ich Sie liebe.“

„Ich wußte es von dem Tage an, an welchem ich mir meiner Liebe zu Ihnen bewußt wurde.“

„Sie wissen auch, daß ich Sie schon vor Monaten gebeten haben würde, mein Weib zu sein, wenn ich nicht der arme Schlucker gewesen wäre, der ich heute noch bin.“

„Aber heute bitte ich dich, mich als dein Weib an dein Herz zu nehmen.“

„Julia, meine geliebte Julia!“

Einen Augenblick standen sie so, hingerissen und versunken in den Strom ihrer Liebe.

„Ich würde deiner nicht würdig sein, wenn ich dir bei dieser grausamen Lage der Dinge von meiner Liebe und von meinem Glücke spräche. Während wir hier zusammen sind, wartet auf der andern Seite der Wand unsre teure Schwester

in bitterer Angst und Dual; an sie, nicht an uns müssen wir denken; warum sollen wir ihr diese Minuten rauben, wenn wir noch die ganze Zukunft vor uns haben? Um dir meine Liebe zu beweisen, gibt es noch ein ‚morgen‘, ein ganzes Leben. Jetzt dürfen wir uns nur mit Agnes allein beschäftigen.“

„Was willst du thun? Du wirst mein Gatte, also auch ihr Bruder.“

„Ich kam eben her, um mich zu deiner Verfügung zu stellen, um das zu thun, was du mir sagen würdest, und nicht um dir meinerseits zu sagen, was geschehen müßte; auf deine Frage bin ich wirklich nicht vorbereitet, besonders da ich die Wahrheit nicht geahnt hatte. Anstatt dir zu antworten und dir einen unbedachten Gedanken mitzuteilen, möchte ich dich bitten, daß wir uns zusammen besinnen — wie Mann und Frau. Du sagtest vorhin, wenn du ein Mann wärest, würdest du Derodes aufsuchen, und dann würde alles anders werden. Was wolltest du ihm denn sagen?“

„Ich würde ihn aufgefordert haben, seinen Verpflichtungen nachzukommen.“

„Dazu will ich ihn auch auffordern, und zwar sofort.“

Aber anstatt fortzugehen, blieb er zögernd stehen: „Doch bevor ich diesen Schritt thue,“ sagte er und wurde wieder so verlegen, wie beim Beginn ihrer Unterhaltung, „muß ich alles wissen; da ich mich jetzt an meine Frau wende, ist es nicht mehr notwendig, daß wir mit der vollen Wahrheit zurückhalten. So sag mir denn, ist alles wahr?“

„Alles ist wahr,“ murmelte Julia.

„Das arme Mädchen!“

„O glaube mir, sie ist von ihm überlistet.“

„Das ist sicher und macht Derodes' Verantwortung noch schwerer. Er muß Agnes heiraten . . . und er wird sie heiraten.“

Julia sah ihn ungewiß an, fragte ihn jedoch nicht.

„Wie wir ihn zu dieser Heirat zwingen können, Gott sei Dank, dazu gibt es noch mehrere Mittel! Derodes will sich augenblicklich zurückziehen, da er einsieht, daß er sich in ein Abenteuer verwickelt hat, das ihn zu mehr verpflichten kann, als ihm paßt und als er wahrscheinlich gedacht hat. Daraus erklärt sich sein Fernbleiben. Er sagt sich, das wird schon von selbst vorübergehen, und denkt dabei nur an sich und nicht an sie. Du bist allein und hast keinen Mann zur Ver-

fügung, der dich verteidigen kann. Weder Frau von Bosmoreau, noch Frau Amilhau, noch du, könnt ihn zwingen, den rechten Weg einzuschlagen, und er rechnet wahrscheinlich fest darauf, in seiner Behausung von dem Sturm verschont zu bleiben, der hier bei euch wüthet; er denkt, sie habe sich das selbst zuzuschreiben, warum hat sie sich nicht verteidigt; seine Rolle war es doch, ihr von Liebe zu sprechen, in ihrer Rolle stand es dagegen, ihn nicht zu erhören; warum hat sie ihn denn erhört? Sei überzeugt, daß er so über die Sache denkt. Es mag sein, daß sich etwas Bedauern hineinmischet, denn auf ein junges Mädchen, die so reizend ist, wie Agnes, verzichtet man nicht ohne Kummer; nur wird er, so schmerzhaft es ihm auch sein mag, lieber auf sie verzichten, als sie heiraten mögen. Aber dadurch, daß ich dein Gatte und Agnes' Schwager werde, verschwindet alles, was Derodes beruhigte, und fällt seine Schlußfolgerung in sich zusammen: ihr habt jetzt einen Mann, der euch verteidigen kann, einen Mann, der ein ernstes Wort mit ihm sprechen wird; manche Leute hören auf ihr Gewissen nur, wenn es aus dem Munde eines andern zu ihm spricht, zu diesen gehört Derodes vielleicht. Wenn er also gegen seine eigne Stimme taub ist, so soll er jetzt meine Stimme vernehmen und ihr gehorchen."

"Und wenn er ihr nicht gehorcht?"

"Ich bedaure, daß ich dir gegenüber sehr hart über Derodes urteilen muß; aber seit einem Jahre, wo wir zusammen an demselben Tische essen, habe ich ihn studieren können. Derodes ist ein blasierter Mensch, dem nur Freiheit und Reichtum fehlt, um das Leben angenehm und verlockend zu finden. An dem Tage, wo er nicht mehr Soldat und wo ihm das große Vermögen seiner Eltern zugefallen sein wird — und er glaubt nicht, daß der Tag sehr fern ist, weil seine Mutter dem Tode eben nur durch ein Wunder entronnen ist und sein Vater schon zweimal einen Schlaganfall gehabt hat — wird niemand das Leben so lieben, wie er. Er hat augenblicklich Pläne, mit denen er uns arme Teufel wohl schon hundertmal tödlich gelangweilt hat, und die beweisen, wie unglücklich er sein würde, wenn er ihre demnächstige Verwirklichung ernstlich bedroht sähe. Merkst du nicht, daß uns das eine Waffe in die Hand gibt?"

Julia wurde noch unruhiger.

"Ich will durchaus nicht behaupten, daß Derodes nicht tapfer ist, dafür ist er Soldat, aber die Gründe, die ihn ans

Leben binden, sind so gewichtige, daß er es nicht gern aufs Spiel setzen wird."

"Ihr wollt euch schlagen?"

"Nein, ich will nur, daß er zwischen die Alternative, entweder ein ernsthaftes Duell oder Heiraten, gestellt wird und dann die Heirat wählt."

"Aber er kann dich töten!"

"Würde ich gesprochen haben, wenn ich dir nicht mein Leben zu bieten hätte? Unsre Liebe macht Agnes zu meiner Schwester, ich muß sie verteidigen. Jetzt wendet sich Derodes' Beleidigung nicht allein gegen euch, sondern auch gegen mich. Du verlangst doch nicht, daß ich gesenkten Hauptes in eure Familie eintrete; der Vater und der Bruder, den du herbeiwünschtest, hätten dasselbe gethan, was ich thun muß und was ich mit Freuden thun will, weil ich dich liebe. In einer Stunde bin ich wieder hier."

Zweiundvierzigstes Kapitel. •

Es war das erste Mal, daß Bonnet Derodes' Wohnung betrat. Dieser hatte ihn allerdings, wie alle seine Kameraden, zum Einweihungsschmaus derselben eingeladen, doch Bonnet hatte dieser Einladung nicht Folge geleistet, und seitdem hatte ihn Derodes mit keiner weiteren bedacht, was sich übrigens bei ihrem gespannten Verhältnisse von selbst verstand. Als nun Derodes von seinem Kammerdiener gemeldet wurde, „daß Herr Lieutenant Bonnet ihn zu sprechen wünsche,“ ging er schneller als gewöhnlich nach seinem Rauchzimmer hinunter.

Bonnet in seinem Hause? Was, zum Teufel, konnte er ihm zu sagen haben?

Unterdessen war er mit einem Lächeln auf den Lippen eingetreten, dasselbe wurde aber schnell durch Bonnets ernste Miene verschluckt: er mußte offenbar auf seiner Hut sein.

„Ich habe im Namen Frau von Bosmoreaus und Fräulein Agnes' mit Ihnen zu sprechen,“ sagte Bonnet, der bei schwierigen und verwickelten Angelegenheiten gern gerade auf sein Ziel losging.

„Und was wünschen die Damen von mir? Womit kann ich ihnen gefällig sein?“

„Ich werde es Ihnen sagen; aber vorher halte ich es für nötig, Sie mit meiner bevorstehenden Heirat mit Fräulein Julia bekannt zu machen.“

Derodes konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Ich wende mich also,“ fuhr Bonnet fort, „als Schwiegerohn Frau von Bosmoreaus und als Schwager von Fräulein Agnes an Sie.“

Derodes wollte viel Fassung zeigen und sagte: „Ich höre Ihnen deswegen nicht aufmerksamer zu, als ob ich es nur mit einem Kameraden zu thun hätte.“

„Sie irren sich, ich stehe hier nicht als Kamerad, sondern nur als Schwiegerohn und Schwager.“

„Wie Sie wollen,“ sagte Derodes steif, dann wurde er jedoch plötzlich wieder sehr zuvorkommend, da er ja noch gar nicht wußte, welches Verhalten seinerseits in seinem Interesse lag.

„Ob Schwager, ob Kamerad — ich bin hoch erfreut, Sie bei mir zu sehen und Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrer Verlobung aussprechen zu können.“

Bonnet wurde ungeduldig, diese übertriebene Höflichkeit ärgerte ihn.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich im Namen Frau von Bosmoreaus und ihrer Tochter zu Ihnen gekommen bin. Jetzt sehen Sie auch, daß ich zugleich in meinem Namen spreche. So bitte ich Sie denn, mir Ihre Absichten in betreff meiner Schwägerin mitzuteilen.“

„Ihrer Schwägerin?“ fragte Derodes, als ob er sich besänne.

„Ich meine Fräulein Agnes.“

„Ach richtig, verzeihen Sie, ich dachte nicht daran. Als wir uns bei Frau von Bosmoreau sahen, war Fräulein Agnes noch nicht Ihre Schwägerin.“

Bonnet war aber nicht der Mann, sich mit Ausflüchten abspeisen zu lassen.

„Sie ist es aber jetzt; ich bin daher auch berechtigt, die Frage an Sie zu stellen: was sind Ihre Absichten?“

„Von welchen Absichten sprechen Sie?“

„Ich bedaure, daß Sie mich zwingen, mich deutlicher auszudrücken.“

„Ich muß doch wissen, was Sie von mir wollen.“

„Ich will Ihnen nur sagen, daß Ihr intimer Verkehr in Frau von Bosmoreaus Hause es Ihnen zur Pflicht macht, Agnes zu heiraten.“

„Ihr intimer Verkehr hat es Ihnen vielleicht zur Pflicht gemacht, Fräulein Julia zu heiraten, aber der meine —“

Bonnets erster Gedanke war, auf diese Beleidigung, die sich sowohl gegen Julia, als gegen ihn selbst richtete, mit einer Ohrfeige zu antworten, er besann sich aber, daß er weder Julias noch feinetswegen hier war; er mußte allein an Agnes denken, ihr ethalben mußte er sich zusammennehmen.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich mich durchaus nicht hinreißen lassen werde, Sie mögen mir nun sagen, was Sie wollen; wenn Sie mir in betreff meiner Schwägerin geantwortet haben, werden wir das Persönliche in Ordnung bringen.“

„Was soll ich Ihnen aber antworten? Ich habe nichts zu antworten.“

„Ob Sie sich bereit erklären, sie zu heiraten?“

„Warum soll ich sie heiraten?“

Wenn sie so fortführen, konnte die Unterhaltung bis in alle Ewigkeit währen, ohne daß er zum Ziele kam.

„Weil Ihr Verhältnis mit dem jungen Mädchen Folgen hat,“ sagte Bonnet.

„Das ist ja allerdings sehr ärgerlich für ein so schönes Mädchen, aber was geht das mich an?“

„Wollen Sie alle Beziehungen zu der jungen Dame leugnen?“

„Ich weiß von nichts.“

Bonnet trat mit geballter Faust auf Derodes zu

„Ich gebe Ihnen mein Wort,“ fuhr Derodes fort, „daß ich weder Sie, noch Fräulein Dorat verletzen will, Sie müssen aber selbst zugeben, daß Ihr Vorgehen gegen mich mir sehr befremdlich erscheinen muß; wenn ich Fräulein von Bosmoreau hätte heiraten wollen, hätte ich nicht gewartet, bis Sie gekommen wären, um sie mir vorzuschlagen. Warum wenden Sie sich gerade an mich, und nicht eben so gut an Cholet oder an Carrelet oder an Bézin: ihr häufiger Verkehr in jenem Hause ist doch mindestens ebenso kompromittierend wie der meine — oder wie der Ihre? Sie heiraten nun Fräulein Julia, das kann ich wohl begreifen, Sie haben aber doch niemals daran gedacht, Fräulein Agnes zu

heiraten; warum wollen Sie nun mich durchaus mit ihr ver-
tuppeln?"

"Weil Sie sie verführt haben."

"Darauf kann ich Ihnen nicht antworten; wenn ich Ihnen sagte, es ist wahr, würde ich ein Lump sein, wenn ich sagte, es ist nicht wahr, würden Sie mir nicht glauben; über solche Sachen kann man nicht streiten. Man heiratet eine Frau, weil man sie liebt oder sonst ein Interesse an der Verbindung mit ihr hat, man heiratet sie aber nicht, weil man sie verführt hat — gerade nicht, weil man sie ver-
führt hat."

Bonnet war mit seiner Kraft zu Ende. Alles, was er sich vorgenommen hatte: seine Ruhe und Mäßigung zu be-
wahren, ihn mit Gründen der Vernunft und der Ehre zu überreden, an sein Gewissen zu appellieren, ging in dem Un-
willen und dem Zorn unter, den diese höhnischen Worte in ihm erregten.

"Sie haben aber durchaus ein Interesse daran, Agnes zu heiraten," sagte er.

"So wirklich! Da bin ich in der That neugierig."

"Nämlich das Interesse, daß Sie nicht von mir getötet werden."

Derodes verfärbte sich ein wenig, fand aber sofort seinen leichten Ton wieder, den er nicht deshalb beibehielt, weil er ihm behagte, sondern weil er ihm ermöglichte, zu antworten, ohne sich zu verpflichten.

"Das sieht ja so aus, als ob Sie mich ein—schüch—
ten wollten," sagte er mit ironischer Betonung.

"Da Sie weder der Stimme der Pflicht noch der Ehre gehorchen wollen, muß ich Ihnen wohl das einzige ins Ge-
dächtnis zurückrufen, was Ihnen überhaupt am Herzen liegt, nämlich Ihr eignes Wohl."

"Aber gerade mein eignes Wohl verbietet mir, mich mit Ihnen zu schlagen — Sie sind viel stärker als ich und außerdem, verzeihen Sie, daß ich davon spreche, sind wir hin-
sichtlich des Vermögens durchaus nicht gleich gestellt, und ein Duell ist doch nur angebracht und zulässig, wenn die Gegner einander gleich sind."

"Bitte, dann bedenken Sie doch aber auch, daß man sich nicht allein schlägt mit wem man will oder wann man will. Die Beleidigung, die Sie Fräulein von Bosmoreau zugefügt haben, trifft auch mich, da ich das Oberhaupt ihrer

Familie werde; deshalb habe ich auch das Recht und sogar die Pflicht, Sie zur Rechenschaft zu ziehen."

"Glauben Sie, daß es in Fräulein von Bosmoreaus Interesse liegt, wenn ein Duell zwischen uns noch weiter in betreff ihres — Unglücksfalles Skandal erregt?"

"Bitte, bemühen Sie sich nicht um Fräulein von Bosmoreaus Interesse! Diese Sorge, sowie die für ihre und meine Ehre überlassen Sie, bitte, mir; Sie handeln übrigens auch gar nicht konsequent, wenn Sie das Interesse eines andern Menschen in Ihre Berechnung hineinziehen; es handelt sich hier nur um das Ihrige, da Sie den Kampf einmal auf dieses Terrain hinübergespielt haben, und da müssen Sie doch zugeben, daß es durch ein Duell mit einem Gegner, den Sie selbst als überlegen anerkennen, sehr gefährdet ist."

"Das Duell nehme ich auch gar nicht an."

"Sagen Sie das nicht; habe ich nicht hundert Mittel, um Sie dazu zu zwingen, wenn Sie bei dieser — eigentümlichen Weigerung verharren?"

"Ich bleibe dabei; Fräulein von Bosmoreau befindet sich in einer sehr unangenehmen Lage, sie denkt darüber nach, wer von ihren Bekannten sie daraus befreien könnte, und ihre Wahl fällt auf mich, was mir in gewisser Beziehung allerdings sehr schmeichelhaft ist, mich aber in andrer Beziehung sehr geniert. Ich danke aber dafür und bitte, daß ich jetzt damit zufrieden gelassen werde."

"Was Sie mir da sagen, wäre vielleicht Frau von Bosmoreau gegenüber gut angewandt gewesen, im Falle, daß sie allein hergekommen wäre, um Sie zu bitten, ihre Tochter zu heiraten, und ich begreife, daß Sie sich auf diese Erklärung der Dinge vorbereitet haben — obwohl diese vorbereitete Verteidigung bei einem Unschuldigen sehr seltsam ist — nun ist aber nicht Frau von Bosmoreau, sondern ich bin zu Ihnen gekommen, sie würde Sie jetzt unbehelligt lassen müssen, da sie nur eine Frau — und außerdem krank ist, aber ich, ich werde Sie nicht zufrieden lassen."

Derodes hatte bis dahin seine Kaltblütigkeit bewahrt und sich nur auf die Verteidigungsmittel beschränkt, auf die er sich vorbereitet hatte, auf Antworten, die nichts besagten, auf Spott, Hohn und Unverschämtheit; als er aber sah, daß ihm Bonnet so auf den Leib rückte und ihn durchschaute, verlor er seine Ruhe und antwortete sehr grob: „Ah, daraus erklärt sich Ihre Heirat."

„Ganz recht, und da denn nun die Familie von Bosmoreau sich einen Verteidiger — und im Nothfall sich einen Rächer gekauft hat, muß ich doch den Lohn verdienen, mit dem sie mich schon bezahlt hat. Augenblicklich spiele ich noch die Rolle des Verteidigers, drängen Sie mich nicht dazu, die des Rächers zu übernehmen. Ich mache jetzt dem Kameraden Vorstellungen und mag nicht glauben, daß er der Stimme der Pflicht und der Ehre sein Ohr verschließt. Alles, was Sie mir eben gesagt haben, war doch gewiß nicht ernst gemeint. Sie wissen sicherlich recht gut, daß niemand anders, als Sie, Agnes' Ruf gefährdet hat; Sie wissen auch ebenso gut, daß sie niemand jemals geliebt hat und jetzt noch liebt, als Sie. Ich gebe gern zu, daß Sie anfangs nicht ans Heiraten gedacht haben, aber jetzt können Sie sich doch unmöglich weigern, die zu heiraten, die Sie geliebt haben, die Sie liebt und die Sie selbst ja auch noch lieben. Sie hat doch nichts gethan, daß Sie sie nicht mehr lieben sollten, oder wollen Sie sich vielleicht von ihr zurückziehen wegen der traurigen Lage, in der sie sich jetzt befindet?“

Derodes gab keine Antwort.

„Haben Sie etwas gegen sie? Oder gegen ihre Familie? Ich habe jetzt sehr ernst mit Ihnen gesprochen, bin aber gern bereit, Ihnen die Hand zur Versöhnung zu reichen.“

Bonnet trat einen Schritt vor und bot ihm die Hand, aber Derodes ergriff sie nicht.

Bonnet wartete einen Augenblick und beide sahen sich, ohne ein Wort zu sprechen, fest ins Auge, als ob sie sich zu durchschauen und besonders als ob sie zu erfahren suchten, wie weit es der andre treiben würde.

„Ich habe Ihnen schon geantwortet, daß zu einer Heirat zwischen Fräulein von Bosmoreau und mir gar kein Grund vorliegt,“ sagte endlich Derodes, „und daß ich im Gegentheil zahlreiche und ernste Gründe habe, um sie nicht zu heiraten: ich bleibe bei meiner Antwort.“

„Und ich, ich habe Ihnen gesagt, daß Sie zwischen der Heirat und einem Duell zu wählen hätten, ich wiederhole es Ihnen noch einmal.“

„Ich verweigere beides.“

„Dann bleibt mir weiter nichts übrig, als Sie zum Zweikampf zu zwingen; ich gebe Ihnen Zeit, sich dies bis heute abend zu überlegen; wenn Sie beim Essen nicht mit ausgestreckter Hand zum Zeichen des Einverständnisses zu

mir kommen, werfe ich Ihnen vor allen unsern Kameraden eine Beleidigung an den Kopf, die Sie schon zwingen wird, sich zu schlagen, ohne daß die schlimme Geschichte mit meiner Schwägerin davon berührt wird. Ueberlegen Sie genau, was in Ihrem Interesse ist — besser wäre es allerdings, wenn Sie sich einmal auf Ihr Gewissen prüften!"

Bonnet hatte nichts mehr hinzuzufügen, er hatte alles gesagt, was er sagen konnte, so blieb ihm nichts andres, als fort zu gehen. Er wandte sich der Thür zu, Derodes ging hinter ihm her; da kehrte Bonnet um und machte noch einen letzten Versuch: „Vergessen Sie nicht, daß Sie es mit einem entschlossenen Gegner zu thun haben, der, wie Sie selbst zugestehen, stärker ist als Sie.“

„Ich werde der Beleidigte sein — und infolgedessen die Wahl der Waffen haben.“

Diese Worte zerstörten die schwache Hoffnung, die Bonnet trotz alledem noch gehegt hatte; wenn Derodes vor einen Zweikampf gestellt wäre, von dem er überzeugt gewesen wäre, daß er darin unterliegen würde, hätte er vielleicht nachgegeben, da er aber jetzt in der Wahl der Waffen noch einen Rettungsanker erblickte, so würde er gewiß bei seiner Weigerung beharren.

Er ging traurig nach Frau von Bosmoreaus Villa zurück: Arme Agnes, arme Julia!

Julia selbst öffnete ihm die Thür.

„Nun!“

Er mußte die ganze Wahrheit bekennen und ihre Unterhaltung genau wieder erzählen.

Julia brach in Thränen aus und murmelte: „Verloren, armes, armes Kind!“

Er versuchte sie zu beruhigen, indem er ihr sagte, daß ja noch Hoffnung vorhanden wäre; doch seinen Worten fehlte der Ton der Ueberzeugung.

„Und wir ziehen dich mit ins Unglück: ich liebe dich und zwingen dich zum Zweikampf, denn jetzt könnt ihr davon nicht zurücktreten. O, diese Angst, diese Angst!“

Sie bestürmte ihn mit Bitten, er möchte gleich nach dem Essen zu ihr kommen, um ihr mitzuteilen, was dabei vorgefallen wäre.

Aber er bat sie, doch nur zu begreifen, daß das nicht anginge: er würde natürlich kommen, wenn Derodes nachgäbe; wenn das Duell dagegen stattfinden mußte, würde er

fortbleiben; schon Agnes' wegen wäre es besser, wenn man ihn nicht dreimal dort sähe.

„Ja, du hast recht,“ murmelte sie, „ich sehe es ein, verzeihe mir.“

Dann richtete sie sich plötzlich auf, sah ihn leidenschaftlich an, warf sich in seine Arme und rief: „So umarme doch wenigstens deine Braut!“

Dreißundvierzigstes Kapitel.

Im Offizierskasino waren alle Lieutenants außer Derodes versammelt; man hatte einstimmig beschlossen, daß nicht mehr gewartet werden sollte, daher kamen die Herren auch etwas pünktlicher; es war denn doch nicht sehr angenehm, alles kalt zu essen und sich mit dem zu begnügen, was die andern übrig gelassen hatten.

Eben hatte es sieben Uhr geschlagen. Hoctrue stand schon hinter seinem Stuhle und wollte sich gerade hinsetzen; in einer Ecke des Saales plauderte Bonnet mit Drapier und Cholet und heftete dabei die Augen unverwandt auf die Thür: würde Derodes nicht kommen? Er hielt es allerdings für unmöglich, er war doch herausgefordert und konnte nicht feige zurückstehen.

Wirklich! bei dem letzten Glockenschlage öffnete sich die Thür und herein trat Derodes, ein Lächeln auf den Lippen und mit seiner gewöhnlichen spöttischen, hochmütigen, unverschämten Miene.

Bonnet, der etwas im Schatten gestanden hatte, trat ein paar Schritte vor in den hellen Schein der Lampen, damit ihn Derodes gleich sehen sollte, und wartete.

Doch, nachdem Derodes ihn flüchtig angesehen hatte, kam er nicht auf ihn zu, sondern steckte im Gegentheil seine beiden Hände in die Taschen und ging langsam und schlenkernd nach seinem Platz.

Bonnet begab sich schnell nach dem seinen und setzte sich Derodes gerade gegenüber.

Ueber Tisch tauschten sie einen Blick, der, so flüchtig er war, eine Reihe von Fragen enthielt.

Derodes hatte, wie er meistens zu thun pflegte, eine lässige, gelangweilte Haltung angenommen, aber ein genauerer Beobachter würde wohl bemerkt haben, daß er auf seiner Hut war und sich gesammelt hatte, um einen eventuellen Angriff zurückzuschlagen.

Die Suppe wurde aufgetragen und die Unterhaltung begann, sie war oberflächlich und jeder gab sein Wort dazu mit Ausnahme von Derodes und Bonnet, die beide viel zu aufgeregt und zerstreut waren, um auf die Witze ihrer Kameraden eingehen zu können.

Bonnet überlegte, wie er Derodes provozieren sollte, und dieser dachte darüber nach, bei welcher Gelegenheit der Ausfall auf ihn gemacht werden würde, da er Bonnet viel zu gut kannte, um sich einzubilden, daß er ihn unterlassen würde; daß er noch wartete, geschah sicherlich nur deshalb, weil er noch keinen passenden Anlaß dazu gefunden hatte.

Die Gespräche bei Tische gingen geräuschvoll weiter: Bézin versuchte eine neue Kellnerin zu fixeln, die an Stelle von Aglaja gekommen war, Guitteau erzählte seine schönen Geschichten zum Besten der weiblichen Jugend, Carrelet ahmte „Hoppla, mein Pferdchen!“ nach, natürlich „ohne sich aufspielen zu wollen“, und Hoctrue träumte von einer Kastellanstelle in der Nähe des Boulogner Wäldchens, die ein Better von ihm, der Stadtrat in Paris war, ihm versprochen hatte, und welche ihm ein ruhiges Leben, freie Wohnung und Heizung, ein gutes Auskommen und vor allen Dingen Schutz vor den Neckereien der jungen Sekondelieutenants in Aussicht stellte, die ihn jetzt im Regiment geradezu zur Verzweiflung brachten.

Wie es häufig vorkam, hatte Derodes nicht eine einzige Speise angerührt, er hatte den Ellbogen auf den Tisch gestemmt und sah zu, wie seine Kameraden aßen, ohne selbst etwas zu genießen. Bonnet hatte ihn schon mehrmals angesehen und Derodes hatte dann immer geglaubt, daß die Bombe platzen würde.

Jetzt war man beim Nachtiß angekommen und Derodes meinte schon, Bonnet habe seinen Plan aufgegeben, um selbst das Recht, die Waffe zu wählen, zu behalten, als Bonnet plötzlich mit heller und schallender Stimme, welche das Gespräch der andern übertönte, ausrief: „Schmeckt Ihnen heute unser Mittagessen nicht? Sie thun so, als ob Sie nichts davon genießen könnten.“

Derodes blieb ganz ruhig und antwortete: „Ich darf Sie wohl darauf aufmerksam machen, daß ich durchaus nichts gesagt habe.“

„Oh, Sie brauchten gar nichts zu sagen, Ihr Blick genügte.“

„Ich habe Sie gar nicht angesehen.“

„Sie sind ein unverschämter Mensch!“

„Meine Herren!“ rief Hoctrue.

Aber es war zu spät, Bonnet hatte sich schon zu seinen Nachbarn Drapier und Cholet hinübergebeugt: „Ihr werdet Euch mit Derodes' Sekundanten verständigen.“

Sie wußten gar nicht, was sie aus einer solchen Provokation von seiten eines solch ruhigen Menschen, wie Bonnet, denken sollten.

„Aber lieber Freund,“ sagte Cholet.

„Indessen —“ stammelte Drapier.

„Derodes hat uns nur schon zu lange mit seinem Hochmut verlezt, ich werde ihm einmal eine Lektion geben.“

Darauf konnten sie nichts antworten, da ihnen das aus der Seele gesprochen war; Derodes hatte sie schon lange geärgert, es war wirklich gut, daß ihm Bonnet einmal eine Lehre gab.

Hoctrue hatte seine Autorität als Obermohr für die Beilegung der Sache einsetzen wollen, da aber keiner der beiden Gegner ein Wort mehr gesprochen hatte, wußte er nicht, wie er das anfangen sollte; er machte einen schwachen Versuch, indem er vom Tisch aufstand und Bonnet in eine Ecke des Saales zu sich heranrief: „Herr Bonnet, Sie sind etwas sehr ungestüm gewesen,“ sagte er.

„Ich habe mich schon lange zusammen genommen, heute konnte ich mich nicht mehr beherrschen.“

„Herr Derodes ist ja allerdings zuweilen etwas absprechend.“

„Ah, das sehen Sie doch also ein!“

„Das wollte ich eigentlich nicht sagen.“

„Aber Sie haben es gesagt.“

Guitteau und Carrelet kamen heran, Bonnet ging ihnen entgegen und ließ Hoctrue stehen.

„Nicht wahr, Sie werden sich mit Cholet und Drapier ins Einverständnis setzen?“

Dann ging er nach Hause, nachdem er seinen Sekundanten gesagt hatte, daß er nicht ausgehen würde. Da er nun nichts weiter zu thun hatte, als auf sie zu warten, setzte

er sich an den Tisch und schrieb an Julia: er würde sie ja vielleicht nicht wieder sehen; wenn er tot war, würde sie ja niemals wissen, wie sehr er sie geliebt hatte, so wollte er es ihr denn sagen und ihr damit ein Andenken an sich hinterlassen.

Die Zeit ging schnell hin, und er wunderte sich, daß seine beiden Sekundanten so bald kamen.

Derodes hatte den Kavalleriesäbel mit Maske, aber nur auf Hieb, nicht auf Stich gewählt.

„Herr Derodes will uns wohl lächerlich machen,“ sagte Bonnet.

„Er will nur nicht, daß ihm sein schönes Gesicht, auf das er viel gibt, zerschlagen wird, das gibt er selbst an,“ sagte Drapier.

„Er denkt wohl mehr daran, sich seinen Schädel zu schützen,“ erwiderte Bonnet.

„Er denkt daran, sich überhaupt zu schützen; deshalb hat er denn auch den Säbel gewählt, ein ordentlicher Schmiß ist noch immer nicht so gefährlich, als ein Degenstich durch die Lunge.“

„Ich nehme alles an, mit Ausnahme der Maske.“

Der Säbel ist die Waffe der Kavallerie- und nicht der Infanterieoffiziere, deshalb hatte ihn auch Derodes gewählt, weil er hoffte, daß ihn Bonnet nicht zu führen verstünde, während er sich selbst eifrig damit beschäftigt hatte. Aber seine Hoffnung hatte ihn betrogen, Bonnet verstand das Säbelfechten ebensogut, wie den Kampf mit dem Degen, da er es mehrere Jahre in Afrika geübt hatte.

Raum waren seine Sekundanten fortgegangen, als Deplu an seine Thüre klopfte.

Der Oberst wollte Bonnet sprechen.

Gewöhnlich finden die Duelle unter Offizieren statt, ohne daß ihr höchster Vorgesetzter davon in Kenntniß gesetzt wird, obwohl damit die beiden Gegner und die Sekundanten sich einer Disciplinarstrafe aussetzen. Es hat andrerseits aber das Vorteilhafte, daß dadurch die gerichtlichen Vorladungen, Untersuchungen und Verhöre wegfallen. Bonnet hätte gern gesehen, wenn der Oberst nichts von seinem Duell erfahren hätte, da er nun aber schon davon wußte, hatte er ihm nur zu gehorchen.

Er traf den Oberst in seinem Schreibzimmer an, wie er seinem Sohne, der auf einem türkischen Divan lag, aus einem Märchenbuche vorlas.

„Ich habe gehört, was in Ihrem Kasino vorgegangen ist, und ich bin überrascht, daß Sie sich so haben hinreißen lassen, doch will ich hoffen, daß dahinter noch etwas andres steckt.“

Bonnet zauderte einen Augenblick, dann sagte er: „Ja wohl, Herr Oberst!“

„Etwas Ernstes?“

„Ja wohl, Herr Oberst! Die Ehre einer Familie!“

„Ich will nicht weiter in Sie dringen, bewahren Sie Ihr Geheimnis, ich freue mich, daß ich mich nicht in Ihnen getäuscht habe.“

Daniel, der alles mit angehört hatte, richtete sich von seinem Sofa auf und fragte: „Sie wollen sich also schlagen? Womit?“

„Mit dem Säbel.“

„Das möchte ich gern sehen.“

„Willst du wohl stille schweigen!“ sagte der Oberst.

Als Bonnet wieder nach Hause kam, fand er seine beiden Sekundanten auf sich wartend.

„Nun?“

„Guitteau und Carrelet haben Derodes mit aller Gewalt drängen und ihm zuletzt sogar drohen müssen, ihm nicht als Sekundanten zu dienen, wenn er nicht auf die Maske verzichtete. Endlich, endlich hat er nachgegeben; der Zweikampf ist auf morgen früh sechs Uhr festgesetzt; der Ort ist eine Wiese, wo sich Bradon im vergangenen Jahre duelliert hat, wir werden dich hinführen.“

Bonnet hätte am liebsten die ganze Nacht an Julia geschrieben, er hatte ihr noch so viel zu sagen, da er ja so wenig mit ihr von seiner Liebe gesprochen hatte. Es wäre aber recht unvernünftig gewesen, wenn er in der Nacht vor einem Duell nicht geschlafen hätte, er mußte doch frisch und gestärkt auf dem Kampfplatz erscheinen. Er ging um Mitternacht zu Bett und stand um fünf Uhr wieder auf, um halb sechs Uhr kamen seine beiden Sekundanten mit Bézin an, dann machten sie sich alle auf den Weg.

Die Wiese, wo sich Bradon geschlagen hatte, war etwa zwölfbis fünfzehnhundert Meter von der Stadt entfernt, und es führte ein Rasenweg dorthin, der immer am Flusse entlang ging; von Zeit zu Zeit konnte man, wenn die Zweige es gestatteten, Frau von Bosmoreaus Haus und das Geländer der Terrasse oben auf dem Felsen sehen. Bonnet blieb ein bißchen zurück, um nachzusehen, ob er Julia vielleicht sehen

könnte, obwohl er es zu dieser Stunde nicht erwarten konnte, da sie ja nicht wußte, daß er den Weg am Flusse entlang nehmen würde.

Sie waren die ersten auf dem Kampfplatze, vernahmen aber bald das Rollen eines Wagens auf der Straße. Es war Derodes in seinem Wagen mit seinen Sekundanten und Montariol.

Die kleine Wiese mit dem taufeuchten Rasen und den Weidenhecken, welche sie gegen die schrägen Strahlen der Morgen Sonne schützten, sah wirklich reizend aus.

Während sich die Sekundanten unterhielten, entkleideten sich Bonnet und Derodes: sie zogen den Uniformsrock und das Hemd aus und behielten nichts an als ihr Beinkleid, welches sie um die Hüften fest zusammenschnallten. Bald standen sie mit nacktem Oberkörper da. Derodes' Haut schimmerte milchweiß, wie die einer Frau, Bonnets Körper war brauner und dunkler, doch waren beide gleich stark und muskulös, zwei schöne Menschen von entgegengesetztem Typus.

„Daß sie sich nur wenigstens nicht erkälten!“ sagte Montariol, der während der ganzen Wagenfahrt lauter entsetzliche Geschichten von Säbelduellen erzählt hatte.

Die Sekundanten traten schnell auf ihre Plätze, da die Gegner schon einander gegenüber standen.

Sobald die Säbel in der Terzauslage gebunden waren, führte Derodes einen Sekondhieb auf Bonnet, dieser parierte und schleuderte den Säbel so stark nach der rechten Seite, daß er Derodes entwaffnete.

Es entstand eine Pause. Derodes schien die Zuversicht zu verlieren, mit der er zuerst angegriffen hatte; war er vielleicht unruhig geworden, als er merkte, der Gegner, der ihm gegenüber stand, sei doch mehr zu fürchten, als er gedacht hatte, oder schämte er sich seiner Schlappe?

Bonnet hielt seine Augen fest auf ihn gerichtet, und obwohl er kein Wort sagte, denn das ist dabei nicht Sitte, so konnte Derodes doch die Frage nicht mißverstehen, die in seinem Blicke deutlich ausgesprochen lag: „Wollen Sie Agnes heiraten?“

Derodes schüttelte fast unmerklich den Kopf: „Nein!“

„Ich habe gethan, was in meiner Macht stand,“ antwortete Bonnet in derselben stummen Sprache, „jetzt drauf, mit Gott.“

Die Säbel wurden von neuem in der Terzauflage gebunden; Derodes kannte jetzt die Stärke seines Gegners und wollte den Kampf sofort dadurch beenden, daß er Bonnet mit aller Kraft einen Durchgerissenen schlug. Bonnet parierte ihn aber und gab ihm einen Hieb auf die Brust zurück.

Das Blut sprang aus den Wunden der beiden Gegner und sagte den Sekundanten, daß die Hiebe geseffen hatten: der Derodes' war, abgeschwächt durch die Parade, kraftlos an Bonnets Schulter herniebergefahren und hatte sie nur gestreift, Bonnets Hieb dagegen hatte unpariert Derodes' linken Oberarm getroffen und noch die Brust verlegt.

Die beiden Aerzte bemühten sich um die Duellanten, Bonnets Verwundung war länger als tief und gefährlich, die geritzte Haut ließ deutlich den großen Schultermuskel sehen, aber obwohl der Schmiß lang war und weit auseinanderklaffte, war er ganz ohne Bedeutung, so daß Bézin Montariol bei dem Verbinden Derodes' zu Hilfe springen konnte, nachdem er bei Bonnet die Wundränder einander genähert, sie mit Karbolwatte verbunden und zuletzt den Arm in eine seidene Binde gelegt hatte. Derodes' Verwundung war folgende: Bonnets Säbel hatte die Schulter unpariert an dem dreieckigen Armmuskel getroffen und den Armknochen gerade unter dem Gelenke angeschlagen, dann war er schräg durch die Muskeln des Thorax gegangen, wo ebenfalls eine riesige Wunde klaffte, welche den bloßen Knochen in einer Länge von zwei Centimetern sehen ließ.

„Wenn er nur dieses riesige Knopfloch bekommen hätte,“ sagte Montariol zu Bézin, als sie unbemerkt einige Worte wechseln konnten, „so würde Derodes binnen zwei Monaten wieder heil sein, aber mit der Schulter ist es eine recht ernsthafte und scheußliche Geschichte, sehen Sie sich einmal den Schmiß an, wie er bis auf den Knochen gegangen ist: wenn der Arm in sechs Wochen nicht lahm ist, will ich Hans heißen. Dann ist sein Arm ruiniert und es ist mit dem schönen Derodes vorbei.“

Bonnet machte sich mit seinen Sekundanten und Bézin, der Montariols Diagnose berichtete, auf den Heimweg. Bonnet wurde wegen seines glücklichen Hiebes allgemein beglückwünscht.

„Ich habe das Säbelfechten in Afrika getrieben,“ sagte Bonnet bescheiden.

„Wenn das Derodes gewußt hätte! Er hat ja den Säbel nur gewählt, weil er meinte, du hättest keine Übung darin.“

„Sehen Sie,“ sagte Bézin, „es ist immer gut, wenn man nicht allen Leuten alles erzählt.“

Vierundvierzigstes Kapitel.

Als Bonnet mit seinen Bekannten auf seinem Zimmer angelangt war, verband ihn Bézin noch einmal ordentlich und sagte: „Hüten Sie noch drei Tage das Bett, dann wird die Geschichte besser und schneller von statten gehen; Sie werden im ersten Verbande heilen, in einer Woche wird die Wunde vernarbt und Ihnen nicht weiter hinderlich sein.“

Drapier und Cholet wollten bei ihm bleiben, doch er schickte sie fort, er hatte keine Gesellschaft nötig.

„Wir gehorchen schon, werde nur nicht ärgerlich,“ sagte Cholet lachend, „du hast eine so verfluchte Manier, mit den Leuten umzuspringen, die dir nicht passen, daß ich alle Achtung vor dir habe; ich verspreche dir, wenn du zum erstenmal wieder im Kasino ist, wollen wir alle ordentlich darauf achten, daß nichts auf dem Teller liegen bleibt; wir dürfen doch dem Herrn Lieutenant nicht den Appetit verderben!“

„Es ist wirklich ekelhaft,“ sagte Drapier, indem er Hoctrué kopierte, der immer dieses einzige Wort gebrauchte, wenn er irgendwie seine Meinung sagen wollte.

Bonnet wollte deshalb allein bleiben, um ungestört an Julia schreiben zu können. Sein erster Gedanke, als ihm Bézin gesagt hatte, daß er nur leicht verletzt wäre, war gewesen, sofort zu Frau von Bosmoreau zu gehen, denn was konnte Julia und ihm die Freude des ersten Wiedersehens ersetzen? Aber die dreitägige Ruhe, zu der er verdammt war, hatte sein Vorhaben zunichte gemacht; er durfte nicht unvorsichtig sein, denn Julia bedurfte seiner, und so war es am besten, wenn er bald wieder im Stande war, ihr zu helfen und für Agnes zu sorgen. Uebrigens würde ein Besuch so schnell nach diesem Duell zu bedeutungsvoll gewesen sein und dem Gerede freien Spielraum geöffnet haben. Was würde dann die Provokation bei Tische genützt haben, wenn er selbst

durch seinen Besuch verhinderte, daß sie für den Grund des Duells angesehen wurde? So mußte er also schreiben.

Er that dies auch, sobald seine Kameraden fort waren. Es würden wahrscheinlich noch Besuche kommen und er mußte sich deshalb beeilen.

„Liebe Julia!

„Die gute Sache hat triumphiert, Derodes ist schwer verletzt, doch ist sein Leben nicht in Gefahr; sein Arm wird nur unheilbar lahm bleiben, wie die Aerzte sagen. Ich selbst habe nur eine unbedeutende Schramme, die nach Bézins Versicherung im ersten Verbande heilen wird. Ich ärgere mich nur, daß ich drei Tage das Bett hüten soll, wenn es auch wiederum gut ist, daß der Schmiß dann in einer Woche vollständig geheilt sein wird. Ich muß also meinen Besuch noch drei Tage hinausschieben, unterdessen lies den inliegenden langen Brief, den ich diese Nacht geschrieben habe, als ich nicht wußte, ob wir uns wieder sehen würden; Du wirst aus ihm ersehen, wie ich Dich liebe, ich habe mit der Aufrichtigkeit eines Menschen, der vielleicht sterben wird, mein ganzes Herz in jene Worte hineingelegt.“

Er hatte keine Zeit, noch mehr zu schreiben, da Besuche angekündigt wurden. Raum konnte er diesen Brief dem Burschen, welcher Godailler gefolgt war, nachdem sich dieser richtig die Korporalstreifen erworben hatte, zur Bestellung an Frau von Bosmoreau übergeben, ohne daß es seine Kameraden hörten, welche so zahlreich bei ihm erschienen waren, daß es an Stühlen fehlte.

Alle äußerten sich ungefähr auf dieselbe Weise, daß Derodes wirklich eine Lehre nötig gehabt hätte, und nur wenige fügten hinzu, daß sie doch etwas hart gewesen wäre. Einige ließen sich wirklich zu herzlichem Mitleid bewegen: hatte Montariol nicht gesagt, wenn er auch seinen Arm behalten würde, so würde er doch immer ein ohnmächtiger Krüppel bleiben — und das mit sechsundzwanzig Jahren, und wo ihm ein so großes Vermögen zufallen würde!

Drei Tage später erst um acht Uhr abends, um welche Zeit er häufig zu Frau von Bosmoreau zu gehen pflegte, weshalb denn auch sein heutiger Besuch nichts Auffallendes haben konnte, ging er von Hause fort.

Die Neuigkeit von seinem Duell war natürlich stadt-

bekannt, deshalb sahen ihn alle, die ihm begegneten, neugierig an und betrachteten vor allen Dingen seinen Arm, den er in der Binde trug. Wie er vorbeiging, öffneten sogar die Leute die Fenster und sahen ihm nach.

Als er jetzt langsam die Straße zu Frau von Bosmoreau hinaufging, sah er sich plötzlich Frau Collas entgegenkommen; er konnte ihr leider nicht mehr ausweichen, denn sie hatte ihn schon bemerkt und winkte ihm mit ihren langen Armen. Von weitem schon rief sie: „Viele Glückwünsche wegen des Säbellobes.“

Als sie jedoch nahe bei ihm war, setzte sie leise hinzu: „Glauben Sie, daß die Heirat dadurch einen Schritt vorwärts gekommen ist?“

„Herr Derodes hat mich beleidigt.“

„Das machen Sie einem andern weiß; wenn wir nicht zusammen in Der gewesen wären, würden Sie sich auch nicht geschlagen haben; es freut mich aber, daß ich einmal einen ritterlichen Mann zu sehen bekomme.“

Sie sah ihn mit spöttischem Lächeln an.

Als er vor Frau von Bosmoreaus Hause ankam, sah er, wie der Vorhang eines Fensters etwas beiseite geschoben war und bemerkte dahinter Julia.

Sie hatte nach ihm ausgesehen und öffnete ihm jetzt selbst den Thorweg: „Und deine Wunde?“

„O, die hat nichts zu bedeuten.“

„Ein ganzes Leben voll Bärtlichkeit und Liebe kann dir nicht lohnen, was du für uns gethan hast.“

„Wir wollen nicht von uns sprechen. Hast du ihr von unserm Duell erzählt?“

„Ja, sobald ich erfahren hatte, wie es ausgefallen war.“

„Und was hat sie gesagt?“

„Ihr Herz schwankt zwischen zwei Empfindungen, der der Dankbarkeit für das, was du für uns gethan hast, und der des Zornes, weil du ihr den verwundet hast, welchen sie trotz alledem noch liebt.“

„Das arme Kind, sie darf mich heute und die nächsten Tage noch nicht sehen.“

„Sie befindet sich bei Mama, der ich, wie ich es für nötig hielt, die ganze Wahrheit gesagt habe. Mama hat darauf wieder ihr nervöses Leiden bekommen und Agnes pflegt sie nun und wird dich deshalb auch nicht zu Gesicht bekommen.“

„Hast du auch Frau Amilhau alles mitgeteilt?“

„Großmama ist stark und standhaft trotz ihres Alters, sie ist die einzige, die noch Mut hat; sie hatte außerdem einen unbestimmten Verdacht, der natürlich nicht an die Wirklichkeit heranreichte, ihr aber doch Unruhe und Besorgnis verursachte. Sie hatte genauer als wir bemerkt, wie sich Agnes veränderte, und sich, ohne ein Wort davon zu sagen, darum geängstigt. Sie will dich sprechen.“

Sie gingen auf die Terrasse, wo Bonnet so oft inmitten dieser glücklichen Familie gewohnt hatte, und wo jetzt nur die alte Frau saß, deren Rücken durch das Unglück und die Schmach gebeugt war, als wenn sie in einem Tage um zehn Jahre älter geworden wäre.

Als sie Bonnet bemerkte, erheiterte sich ihr Antlitz, und sie ging schnell auf ihn zu.

„Mein liebes, liebes Kind, komm, gib mir einen Kuß!“

„Ja, Großmama, das will ich, und von ganzem Herzen.“

Hören konnte es ja Frau Amilhau nicht, aber sie erriet seine Worte an der Bewegung der Lippen und dem Ausdruck seines Gesichtes.

„Mein guter Junge,“ sagte sie, „als ich dich zum erstenmal sah, wußte ich, was in dir steckte; ich würde dich unter allen herausgefunden haben; so wird doch wenigstens meine liebe Julia glücklich sein und wird dich auch glücklich machen, das verspreche ich dir. Setzt euch da her, wir müssen miteinander sprechen.“ Sie wies ihm den Platz neben sich an, daß er ihre Tafel und ihren Bleistift benutzen konnte. „Jetzt, da du Julias Verlobter bist,“ fuhr sie fort, „hast du uns zu leiten; du bist nun das Haupt der Familie — einer armen, recht unglücklichen Familie.“

Vor Rührung konnte sie nicht weitersprechen und bedeutete Julia durch Zeichen, daß sie das sagen sollte, was sie zusammen verabredet hatten.

„Großmama und ich haben heute darüber beratschlagt, was wir für Agnes thun müßten, sind aber noch nicht zu einem festen Entschlusse gekommen, da wir beide dich erst zu Rate ziehen wollten.“

„Ein Rat nur ist möglich — ihr müßt La Feuillade verlassen, euer Haus zuschließen und so lange im Auslande bleiben, wo euch niemand kennt, bis — zu dem Tage, wo Agnes wieder hierher zurückkehren kann.“

„Was sagst du?“ fragte Frau Amilhau.

Er schrieb ihr auf, was er eben gesagt hatte.

"Siehst du, Julia," fuhr Frau Amilhou fort, "er hat nicht gezögert, den Rat zu geben, dem wir nicht ins Auge zu schauen wagten, er hat nicht an sich gedacht."

"Eure Abreise wird ohne Zweifel dem Geschwätz reichliche Nahrung geben, aber nach dem jüngsten Ereignisse ist sie schon einigermaßen erklärlich, ohne daß die Leute noch weitere Vermutungen anstellen werden. Man kann dann ja auch sagen, was man will, da die Beweise fehlen; später wird man von der ganzen Geschichte als von einem verfehlten Heiratsprojekte sprechen. Aber abreisen müßt ihr, morgen, oder in den nächsten Tagen."

"Und du?" rief Julia.

"Du wirst mir schreiben, ich schreibe dir! Es wird gerade so sein, als ob mich mein Beruf als Soldat zwänge, ohne dich irgendwohin fortzugehen! Wir wollen uns nur mit ihr befassen."

Es wurde beschlossen, daß sie nach der Schweiz gehen sollten, nach irgend einem kleinen Neste, das weitab von der Touristenstraße läge, und daß ihre Briefe nach Paris an einen Kameraden von Bonnet geschickt werden sollten, der sie weiterbefördern würde, damit Adresse und Poststempel nichts verrieten; sie würden am folgenden Tage, ohne jemand davon Bescheid zu sagen, abreisen.

Nachdem alles so festgesetzt war, wollte Julia etwas von seinem Duell hören; sie hatte die Fektkunst zwar nicht ausübend betrieben, wie Agnes, kannte aber genug davon, um zu verstehen, was er ihr auseinandersetzte. Er erzählte ihr alles ganz genau, von seinem Aufbruch bis zu dem Durchgerissenen und dem Nachhieb auf die Brust.

"Wie, du bist am Hause vorübergegangen, und ich habe dich nicht gesehen? Aufgestanden war ich ja doch schon!"

"Wenn du mich aber mit meinen Sekundanten gesehen hättest, würde deine Angst doch viel größer gewesen sein, da du dann doch gewußt hättest, in welcher Zeit ungefähr der Zweikampf stattfand; du würdest dann schmerzlich auf unsre Rückkehr gewartet haben!"

Sie wurde bis zu Thränen gerührt, daß er Derodes zuerst entwaffnet hatte, um dadurch noch einmal zu Agnes' gunsten an ihn zu appellieren.

"Das gerade hat Derodes zu Fall gebracht. Er ließ sich durch seine Wut hinreißen und wollte der Geschichte

mit einem Mal ein Ende machen: da zog er einen Hieb an, der mich unschädlich machen sollte, mir aber, sobald ich ihn parieren konnte, seine Brust oder seinen Leib freigab; ich konnte parieren und theilte den Nachhieb aus."

Er wollte noch lange bei den beiden bleiben, aber Julia fürchtete, daß er sich zu viel zumutete, und drängte ihn beinahe mit Gewalt, fortzugehen.

"Bis morgen! Komme etwas früh, dann bleiben wir den ganzen Tag zusammen, und du dinierst mit Großmama — und mit deiner Frau." *Don 18. M.*

11. 12. 18. M.
Nacht.
Doch am folgenden Tage war nicht mehr die Rede davon, den Tag zusammen zu sein und gemeinschaftlich zu dinieren. In aller Frühe bekam er einen Brief von Julia; während der Nacht hatte Frau von Bosmoreau einen Schlaganfall bekommen, der, trotzdem er sehr leicht wäre, doch jede Bewegung verböte, wie der Arzt sagte, wenigstens während einer ziemlich langen Zeit.

Unter diesen Umständen konnten sie nicht nach der Schweiz abreisen; als aber die Kranke zwei Tage nachher etwas besser war, erlaubte der Arzt, daß sie mit großer Vorsicht und, ohne daß sie angestrengt würde, nach Julias Pachtgut überführt werden dürfte.

Dieses Pachtgut, welches sie immer nur einige Tage im Sommer und während der Weinlese im Herbst zu besuchen pflegten, hatten früher Julias Großeltern väterlicherseits bewohnt und hatten dort, durch gute Bewirtschaftung ihrer Ländereien, den Grundstein zu ihrem Wohlstande gelegt. Das Haus war groß und lag reizend auf einem kleinen mit Kastanien bewachsenen Hügel. Es war mit guten alten Möbeln ausgestattet und wurde von einem Küchengarten und Wirtschaftsgebäuden, einem Verwalterhaus, Ställen, Scheunen und Kellern eingefasst. Dorthin wurde Frau von Bosmoreau sehr vorsichtig hingeschafft und daselbst in ein ungeheures Zimmer einquartiert, welches ein Stadtbaumeister gewiß gern in mehrere vollständige Boudoirs umgestaltet hätte.

Für Agnes' Sicherheit war das jedenfalls nicht so gut, wie die Schweiz, aber sie war doch so gewissermaßen dem Geschwätz entzogen, da das Haus ganz einsam inmitten von Wäldern und Weinbergen lag. Der Landweg, der vorüberführte, hatte für den Verkehr keine Bedeutung, nur einige Bauern benutzten ihn, und es war nicht zu erwarten, daß jemand aus der Stadt die Reise von zwei Meilen über

Sumpfboden oder sonnenbeschienene Sandflächen unternehmen würde. Und wagte sich doch jemand so weit vor, brauchte man ihn noch immer nicht bei Frau von Bosmoreau oder Agnes vorzulassen; es handelte sich ja nur darum, einige Tage, eine oder vielleicht zwei Wochen, Zeit zu gewinnen, bis die Schweizer Reise angetreten werden konnte.

Doch trotz der schlechten Wege, trotz der Sümpfe und der zwei Meilen wurde Julia, als sie noch nicht acht Tage dort waren, eines schönen Nachmittags gemeldet, Frau Majorin Collas sei angekommen und wolle sie sprechen.

„Sie können es begreifen, liebes Herz, daß ich mich nicht mit unbestimmten Nachrichten zufrieden geben konnte; was macht unsre liebe Kranke?“

Der Kranken ginge es besser, aber der Arzt wollte nicht, daß sie Besuch empfinde.

„Und wie geht's der schönen Agnes?“

Die schöne Agnes wäre bei ihrer Mutter und pflegte sie.

„Aber wie geht es ihr?“

„Es geht ihr gut.“

„Trotz dieses Duells?“

„Was sollte dieses Duell für einen Einfluß auf sie haben?“

Trotzdem sie ganz sicher war, wurde Frau Collas doch durch Julias Ruhe aus der Fassung gebracht.

Sie versuchte noch einige Anspielungen zu machen, aber Julia ließ sich nicht irre machen, und so mußte sie abziehen, ohne Agnes gesehen zu haben und ohne von den Leuten auf dem Pachtgute etwas erfahren zu können, weil Julia sie fast eine Meile weit nach La Feuillade auf den Weg brachte.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Wenn der schlechte Weg und die beiden Meilen sehr unangenehm für die Neugierigen La Feuillades waren, so daß sie ihnen nicht gern die Stirn bieten mochten, zumal, wenn sie nur von Frau Amilhau oder Julia empfangen wurden, wie es Frau Collas ergangen war, so ließ sich Bonnet dagegen die Mühe nicht verdrießen. Alle Tage, sobald der Dienst zu Ende war, machte er sich getrost auf den

Weg: die beiden Meilen, die Sümpfe, der Schmutz in den Niederungen, der dicke Staub auf den Höhen, alles das kummerte ihn nicht.

Je nachdem er sich in der Stunde, die er am Abend vorher Julia angegeben, verfrüht oder verspätet hatte, ging er schnell oder langsam. Wenn es Frau von Bosmoreau gut ging und Julia sie ohne Besorgnis in Frau Amilhaus und Agnes' Pflege lassen konnte, kam sie ihm bis zu einem kleinen Gehölz von Kastanienbäumen entgegen und wartete dort auf ihn, dann gingen sie Hand in Hand, einander umschlungen haltend, in den grasbewachsenen Laubgängen, welche mit Heide bewachsene Böschungen einsaften, spazieren oder setzten sich wohl im Schatten einer alten Eiche auf das Moos und unterhielten sich.

Was hatten sie sich nicht alles zu sagen, und wie war ihnen die Zeit immer zu kurz! Von Lauschern oder Lästigen hatten sie nichts zu befürchten, denn das eingegatterte Gehölz gehörte Julia und, sobald sie eingetreten waren, zog sie den Schlüssel ab, dann konnten sie ungestört plaudern. Schon länger als ein Jahr hatten sie sich nun jeden Tag gesehen und fast ununterbrochen freundschaftlich miteinander verkehrt; sie hatten über alle Gegenstände, über die sich Gebildete unterhalten können, ihre Meinungen ausgetauscht und dennoch kam es ihnen vor, als ob sie sich erst kannten, seit sie sich liebten; und täglich machten sie an sich Entdeckungen, die sie hoch erfreuten: welche Güte, welche Zärtlichkeit besaß das Herz dieses Mädchens, wie stark, wie rechtschaffen und wie gesund war der Charakter dieses Mannes!

Zuweilen jedoch wagte sie sich nicht allzuweit von der Seite ihrer Mutter zu entfernen, um in Hörweite zu bleiben, wenn sie rufen sollte; dann mußte er bis zu einer kleinen Fontäne gehen und dort warten bis sie kam, wenn sie nicht schon vor ihm dort saß unter dem Schutze einer Platanen vor dem Bassin, in welchem der kleine Strahl plätschernd stieg und fiel. Dort hatten sie allerdings nicht die langen geraden Laubgänge des Hölzchens, aber der Ort war frisch genug, daß Bonnet sich dort ausruhen konnte, und geschützt genug, daß sie nicht den Blicken Fremder ausgesetzt waren. Außerdem brauchten sie sich ja aber auch gar nicht zu verbergen und es war ihnen durchaus nicht unangenehm, wenn eine Frau vom Pachtthofe herabkam und sich einen Krug voll Wasser holte. Dort wußte man ja, daß der Herr „Fräuleins“

Verlobter war, den sie heiraten würde, sobald die „Frau“ wieder gesund wäre. Das einzige, was sie in Erstaunen setzte, war, daß er niemals in das Haus ging.

Julia hatte es ihm allerdings mehrere Male vorgeschlagen, aber in solchen Ausdrücken, daß er wohl gemerkt hatte, daß Agnes noch nicht wieder beruhigt war, und er ihr deshalb durch seine Gegenwart das wieder ins Gedächtnis zurückrufen würde, was sie im Gegenteil vergessen mußte. Es eilte ja auch nicht, sie konnten warten; sie saßen ebensogut in dem Gehölz oder am Rande der Fontäne, sie hatten dort ebensoviel Freiheit, und der Rahmen der vier Wände war doch lange nicht so schön, wie der grüne Wald und der Springquell, der sie mit seiner Musik einschläferte, während sich der Himmel in klarer, heitrer Bläue über ihren Häupten wölbte.

Doch die Wochen vergingen und der Arzt wollte Frau von Bosmoreau noch immer nicht reisen lassen.

„Sie wollen Ihre Mutter doch nicht töten,“ antwortete er, wenn ihn Julia drängte, „warten Sie noch ein wenig, wir wollen sie doch keinem Rückfall aussetzen.“ Und sie warteten und die Tage gingen hin. Agnes ging aus dem Zimmer, sobald der Arzt erschien, und niemand bekam sie zu sehen.

„Reißt doch ab, reißt doch ab,“ sagte Bonnet, wenn Julia ihm ihre Befürchtungen mitteilte. „Ich bin ja so glücklich, so sehr glücklich, daß ich dich hier habe, daß ich dich alle Tage sehen und diese wenigen Stunden bei dir zubringen kann, die die Freude meines Lebens ausmachen und mir das Herz mit unvergeßlichen Erinnerungen erfüllen, aber ich werde nicht eher ruhig sein, als bis ich euch glücklich in der Schweiz weiß, also reißt ab.“

Soweit er es aus Julia herausbekommen konnte, ohne sie direkt zu fragen, hatten sie noch zwei Monate Zeit, aber das beruhigte ihn durchaus nicht, und täglich trieb er zur Abreise; sie konnten doch aber nicht ohne Frau von Bosmoreau reisen, Julia mußte bei ihrer Mutter bleiben, und wenn Frau Amilhau allein mit Agnes fortgereist wäre, so hätte man leicht die Wahrheit ahnen können.

Eines Abends, als sie sich verabredet hatten, sich am Hölzchen zu treffen, war Julia nicht da, und er sah sie auch nicht kommen, obwohl er eine Zeitlang wartete; so ging er nach der Fontäne, aber auch dort war sie nicht; was bedeutete nur ihr Ausbleiben? war Frau von Bosmoreau viel-

leicht kränker geworden? Er hatte sich gerade entschlossen, ins Haus zu gehen, als er Julia auf sich zukommen sah, er lief ihr entgegen und erkannte an dem verstörten Ausdruck ihrer Gesichtszüge, daß sich etwas sehr Ernstes zugetragen haben mußte.

„Heute morgen hat sie ihr Kind bekommen,“ murmelte Julia außer sich.

„Aber —“

„Es haben noch zwei Monate gefehlt, sagte der Arzt, den wir holen mußten und der zu spät kam. Glücklicherweise war Großmama da, ohne sie weiß ich nicht, was aus uns geworden wäre.“

„Wie geht es ihr?“

„Der Arzt sagt ja, nicht schlecht; ich finde sie aber nicht gut. Was sollen wir jetzt thun? Mit welcher Angst habe ich dich erwartet.“

„Wir haben nichts zu thun, als das Unglück und das Kind ruhig auf uns zu nehmen; ich werde es morgen mit dem Arzt zusammen anmelden, wo ist er?“

„Wir haben meine Pächterin wieder zur Amme bestimmt, hoffentlich geht das trotz der kleinen Drapier; der kleine Junge ist sehr zart, aber so hübsch!“

„Ich kann dir nicht sagen, wie mich dieses Unglück betrübt, dieses Ereignis hat die Reise nach der Schweiz unnötig gemacht, aber vielleicht können wir um so eher Hochzeit machen. Ich hoffe, daß wir nun nicht mehr lange in La Feuillade zu bleiben brauchen, der Oberst ist fest überzeugt, daß ich bald zum Hauptmann befördert werde; wenn wir dann versetzt sind, geht Agnes mit uns und wird nicht so zu leiden haben, wie hier.“

„Das will ich ihr sagen.“

„Sprich noch nicht mit ihr von mir, laß sie sich erst wieder etwas erholen, in vier oder fünf Tagen will ich es ihr selbst sagen; das wird mir auch das Wiedersehen mit ihr leichter machen; unterdessen will ich mich damit beschäftigen, die Papiere für unsre Hochzeit herbeizuschaffen, die wir hier im Dorfe feiern können; wegen der Krankheit deiner Mutter ist es ganz natürlich, wenn wir nur die Trauzeugen einladen.“

Aber es sollte ganz anders kommen. Als Bonnet am dritten Tage nach dem unglückseligen Ereignis an die Fontäne kam, fand er Julia sehr unruhig.

„Agnes geht es nicht gut, sie ist von einem heftigen

Schüttelfrost befallen worden, seitdem hat sie starkes Fieber, ihr Gesicht ist geröthet und ihre Augen glänzen; Großmama weiß nicht, was es bedeuten soll, ich fürchte mich."

"Und der Arzt?"

"Kommt erst heute abend."

"Du mußt dich nicht zu sehr ängstigen."

"Unglücklicherweise beruht meine Angst auf Thatsachen; der Schlag, der sie getroffen hat, hat sie niedergeschmettert; sie glaubte so fest an diese Heirat, aber der Bruch mit Derodes, der Zweikampf, seine Verwundung haben alle ihre Hoffnungen zunichte gemacht, ihr Unglück, die Gewissensbisse und der Kummer, das war alles zu viel für sie und hat sie gebrochen, daher auch die verfrühte Geburt des Kindes und jetzt das Fieber; sie hätte sich danach erholen sollen und ist nun viel kränker, ist das nicht das Anzeichen eines schweren Leidens, welches durch eine zu große Erschütterung hervorgerufen ist? Ich bin kein Arzt und verstehe nichts von allen diesen Krankheiten, aber im Herzen fühle ich, was das alles auf sich hat. Du weißt ja, sie ist nicht allein meine Schwester, sondern auch mein Kind." /

Am folgenden Tage kam der Arzt: es war ein Kindbettfieber, der Zustand war bedenklich. Während der nächsten vier Tage wurde es noch schlimmer. Jetzt blieb auch Bonnet nicht mehr bei der Fontäne, sondern ging ins Haus selbst und ließ Julia herunterrufen, welche Agnes nur noch verließ, um ihn zu sehen. Sie wechselten schnell einige Worte, sahen sich an, lächelten einander traurig zu, dann ging er wieder fort. Am sechsten Tage konnte er früh des Morgens kommen, und als Julia herabkam, bemerkte er, daß sie heftig geweint hatte.

"Verloren!"

Sie warf sich in Bonnets Arme und er versuchte, ihr Trost zuzusprechen.

"Sie weiß es selbst so gut, daß sie verloren ist, daß sie dich sehen will; wir wollen zusammen hinaufgehen; sie hat auch nach ihrem Kinde verlangt, welches ich eben holen lasse."

Sie gingen hinauf, Julia trocknete ihre Thränen und versuchte, möglichst ruhig zu bleiben.

Als sie in das Krankenzimmer traten, wo sich auch Frau Amilhou aufhielt, war Bonnet ganz erschrocken über die schreckliche Veränderung, die mit Agnes vorgegangen war: das Gesicht war völlig unkenntlich geworden, die Wangen

waren eingefallen, das Kinn mit den reizenden Grübchen war ganz spitz geworden, die Augen, die tief im Kopfe lagen, waren von dunklen Ringen umgeben und alle Züge drückten Angst und Beklemmung aus.

„Wollen Sie zu mir herkommen und mir die Hand geben,“ sagte sie, „ich muß Sie wegen meiner großen Undankbarkeit um Verzeihung bitten und thue das jetzt von ganzem Herzen.“

Sie drückte ihm leicht die Hand, die er ihr gereicht hatte. In demselben Moment trat die Amme mit dem Kinde ins Zimmer.

„Julia, nimm es auf den Arm,“ sagte Agnes.

Dann wandte sie sich an Bonnet: „Ich habe Sie noch um etwas viel Wichtigeres zu bitten, nämlich meinem Kinde zu verzeihen und über ihm zu wachen.“

Bonnet faßte Julias Hand.

„Er soll unser ältester Sohn sein, ich verspreche es Ihnen.“

Große Thränen erglänzten in Agnes' Auge.

„Jetzt will ich ruhig sterben,“ sagte sie langsam, denn ihr Atem ging kurz; „es ist glücklicherweise ein Knabe. Von Ihnen erzogen“ — sie gab Bonnet die Hand — „wird er ein Mann werden. Du“ — sie sah Julia an — „wirfst ihm ein gutes Herz in die Welt mitgeben. Oh, dieser Tod ist viel besser, als der langsame Tod, den ich in der Welt gestorben wäre. Wenn du an mich denkst, Julia, so mag dieser Gedanke dich trösten.“

Sie mußte innehalten, um ein wenig Atem zu schöpfen, dann lächelte sie zärtlich ihrer Großmutter zu, die angstvoll zuhörte, ohne etwas zu verstehen.

„Was hätte ich meinem Kinde sein können, ich hätte ja noch nicht einmal das Recht gehabt, es an meiner Seite aufzuziehen, man würde das Cynismus genannt haben. Als euer Sohn, euer ältester, wird er von euch geliebt werden und dem Beispiel nacheifern, das ihr ihm gebt; er wird beinahe dasselbe Recht haben wie eure eignen Kinder.“

„O, glaube mir, er wird ihnen in unserm Herzen gleichstehen,“ rief Julia.

„Ja ich glaube es, und das ist in diesem Augenblick meine Kraft und meine Freude. Ich sehe euch alle um mein Lager versammelt, wie ihr mir verzeiht und um mich weint, aber ich verzeihe mir nicht, ich weine nicht um mich: ich habe aus meinem Leben gemacht, was es geworden ist, ich habe

meinen Tod verschuldet; ich habe auf niemand hören wollen, ich habe gelacht, wenn Julia mich warnte, ich bin meinen Träumen nachgegangen und die haben mich hierher geführt; und ich darf es nur gerecht finden, daß es so gekommen ist."

Sie wurde schwach und konnte nicht fortfahren.

Bonnet wäre gern bei Julia geblieben, aber sein Dienst rief ihn nach La Feuillade zurück. Er mußte sich Urlaub verschaffen und sich vertreten lassen, deshalb ließ er sich ein Ackerpferd satteln und galoppierte nach der Stadt. Das Pferd gab er Frau Raveau zu halten und lief zum Oberst.

"Der Oberst spricht mit Herrn Oberstabsarzt," antwortete Leplu, der die Thür öffnete, "wegen Herrn Daniels, der ein wenig krank ist, sie beraten sich, was geschehen soll."

Leplu ließ Bonnet in das Schreibzimmer des Obersten eintreten, wo Daniel, in eine Decke gewickelt, auf dem Sofa lag.

"Guten Tag, Herr Bonnet," sagte Daniel, "Sie kommen gerade zur rechten Zeit, um die Geschichte von der Beresina zu hören, die mir Leplu gerade erzählt."

"Ach, Herr Daniel," rief Leplu.

"Erzähle," rief Daniel streng, "du warst dabei stehen geblieben, schon mein Großvater hieß Leplu, aber das Beste ist, du fängst noch einmal von vorne an."

Leplu wollte gerade wieder beginnen, als von der Straße taktmäßige Schritte ertönten.

"Die Fahne wird abgeholt!" rief Daniel, "ich muß sie ihnen geben."

In der That pflegte er gewissenhaft und stolz, als Sohn des Obersten und als zukünftiger Soldat, stets dem Fahnen-träger die Fahne zu überreichen.

"Herr Daniel, Sie dürfen nicht aufstehen," rief Leplu.

Aber schon war Daniel, nur mit einem Hemde bekleidet, vom Sofa herabgesprungen, um die Fahne, welche in einer Ecke stand, herbeizuholen. In demselben Augenblick traten Carrelet und fünf Soldaten ins Zimmer.

Daniel machte mit der Fahne ein paar Schritte auf Carrelet zu, um sie ihm zu übergeben, aber plötzlich befahl ihn eine Ohnmacht, und wenn ihn Bonnet nicht gehalten hätte, wäre er hingefallen.

"Rufen Sie den Oberst."

Der Oberst und Montariol eilten herbei.

"Mein Sohn!"

Doch Montariol hatte rasch das Kind in den Arm genommen und sich darüber gebeugt, um auf seinen Herzschlag zu hören. Währenddem war Carrelet mit den Soldaten hinausgegangen, und man hörte nun sein Kommando auf der Straße: „Faßt das Gewehr an! Präsentiert das Gewehr! Fahne hoch!“ Die Tambours schlugen, die Trompeten schmetterten und die Musik spielte.

„Beruhigen Sie sich, Herr Oberst!“ sagte Montariol. „Es hat nichts auf sich, eine einfache Ohnmacht.“

Dann legte er das Kind dem Vater in die Arme und fügte hinzu: „Seien Sie ruhig, Ihr Sohn wird leben, für Sie, für —“

Der Oberst hob ihn hoch in seinen Armen empor: „Für Frankreich!“

Die Musik entfernte sich allmählich.

Erst nachdem er seinen Sohn wieder auf das Lager gebettet hatte, bemerkte der Oberst Bonnet und ging auf ihn zu.

„Ah! Sie waren schon hier, verzeihen Sie, daß ich Sie bis jetzt noch nicht gesehen habe; ich habe eine gute Nachricht für Sie, Sie sind zum Hauptmann befördert und bleiben beim Regiment an Stelle des Hauptmanns Roussel, welcher als Major nach Bayonne kommt.“

„Ich danke Ihnen gehorsamst, Herr Oberst, aber ich bin unter dem Druck eines schweren Kummer: Fräulein von Bosmoreau liegt im Sterben, ich wollte um Erlaubnis bitten, diese traurigen Stunden bei meiner Braut zubringen zu dürfen.“

„Arme Agnes! Gott gebe ihr Frieden!“

Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Unser Jahrhundert.

Ein Gesamtbild der wichtigsten Erscheinungen
auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft
und Industrie der Neuzeit.

Von

Otto von Leixner.

Mit zahlreichen Illustrationen.

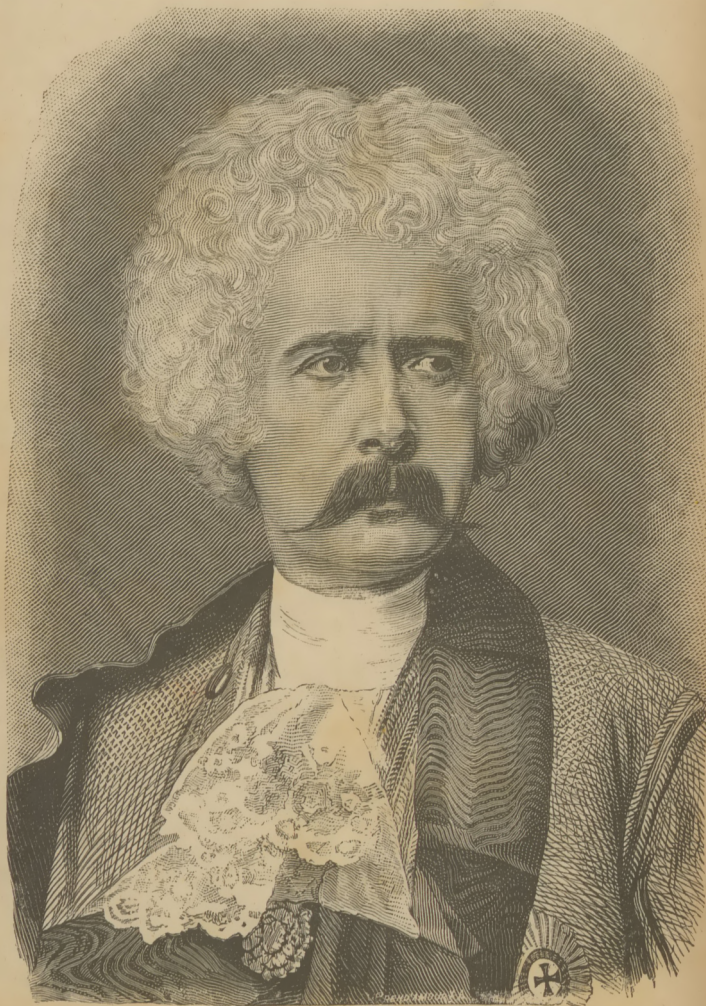
2 Bände.

In eleganten Halbfranzbänden (Liebhabereinband) M. 37. —

Dieses anziehende und interessante Werk ist ein Familienbuch von dauerndem Werte, welches sich namentlich auch trefflich zu Geschenken für die reifere Jugend eignet.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Illustrationsprobe aus Otto v. Geirner, Unser Jahrhundert.



Friedrich Haase als Königsleutenant.

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Die
Sitten der guten Gesellschaft.

Ein Ratgeber
für das Leben in und außer dem Hause.

Von
Marie Calm.

Mit Illustrationen von A. Langhammer.

Motto:

Denn Schöneres find' ich nicht, wie
lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne
Seele.

Schiller.

Preis elegant gebunden Mark 5. 50.

Mit Goldschnitt Mark 6. —



Wie vielfach auch dieser Stoff schon behandelt worden ist, so darf doch das Calmsche Buch, das, von einem höheren ethischen Gesichtspunkte geschrieben, sehr elegant ausgestattet und dabei wohlfeil ist, auf Beachtung rechnen.

Umwenden.



Die beliebte Verfasserin hat es verstanden, durch Vergleichung der Sitten verschiedener Nationen und durch Auffuchung der inneren Gründe für scheinbar äußerliche Gebräuche ein Buch zu schaffen, das jeder Gebildete mit Interesse und Vergnügen in die Hand nehmen wird.

Langhammers zierliche Vignetten und der originale Einband nach einem Entwurf von E. Döpler jr. gestalten es auch äußerlich zu einem vornehmen Geschenkbuch.



4470
10
26
4566
4376

selben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überraschender und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Diese durch ihren gesunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern

mit voller Kraft aus der unvergänglichen Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

„Durch scharfe und lebenswahre Charakterschilderung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit.“

Athenäum.

Dritter Jahrgang:

Die Verfallerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miss M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

Miss Braddons lebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit

dieser duftigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinfühligte Verfasserin bei der deutschen Lesewelt einführen zu dürfen.

Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollendet geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an erregenden Konflikten und tragischem Schicksal.

251

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-045956

391